1,70 DM / Band 65

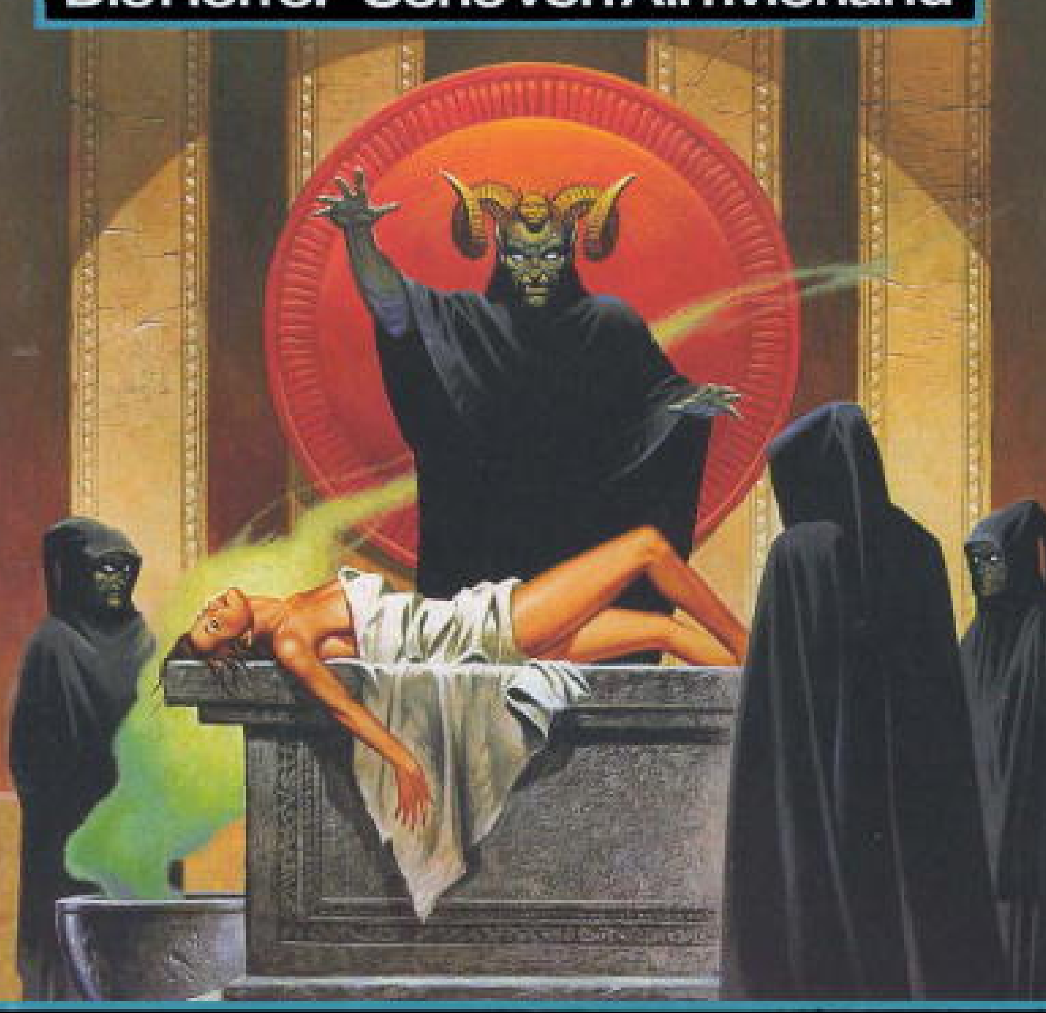
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

Neuer Roman

# Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland



# Dem Dämon als Geschenk




# Dem Dämon als Geschenk

**Tony Ballard Nr. 65**

***von A.F.Morland***

***erschienen am 15.03.1985***

# Dem Dämon als Geschenk

Nachtschwarz war die Kutte des Hexers. So schwarz wie seine Seele.

Alles war vorbereitet, das Opfer ausgewählt. Ein blutjunges Mädchen war es. Es stammte aus dem Dorf und mußte dem tödlichen Ruf folgen. Natürlich war sie auch bildschön; der Teufel mochte keine häßlichen Opfer.

Zachary Jaggom, der Hexer, starrte das Mädchen durchdringend an.

»Komm!« sagte er, und seine Stimme hallte unheimlich durch die fensterlose Teufelskapelle. »Komm zu mir!«

Das Mädchen hatte keine Wahl, es mußte gehorchen. Langsam setzte es sich in Bewegung… das Opfer für Asmodis!

Zachary Jaggom befand sich nicht allein in der Teufelskapelle. Vanessa Drake, seine Geliebte - eine grausame Hexe -, war gleichfalls anwesend. Sie führten diese Rituale immer gemeinsam aus. Ein gefährliches Paar waren sie. Gefährlich für die Menschen, die im Dorf wohnten. Doch bisher hatte noch keiner den Mut aufgebracht, etwas gegen sie zu unternehmen.

Die Leute sagten zwar immer wieder, es müsse endlich etwas geschehen, doch wenn die Sache konkret zu werden drohte, machten sie alle sehr schnell einen Rückzieher, denn sie hingen zu sehr an ihrem Leben, und das würde wahrscheinlich nichts mehr wert sein, wenn sie sich offen gegen Zachary Jaggom und Vanessa Drake stellten. Schließlich hielt der Satan seine Hände schützend über die beiden.

Sue Hickox hieß das Opfer.

Sie war die Tochter des Bäckers, neunzehn Jahre jung und noch unberührt. So wollte es Asmodis. Eine Jungfrau würde auf dem Altar des Bösen sterben.

Tagelang hatte Sue entsetzliche Angst gehabt. In den Nächten, die dieser vorangegangen waren, hatte sie gespürt, daß ihr etwas Grauenvolles bevorstand.

Und als der Vollmond am Himmel stand - in der Nacht des Todes -, kamen die Hexe und der Hexer, um Sue aus dem Haus zu locken.

Sie wollte dem Lockruf des Bösen nicht folgen, doch sie mußte gehorchen. Wie eine Diebin hatte sie sich aus dem Haus geschlichen, um nicht entdeckt zu werden. Und nun stand sie hier in diesem kalten, finsteren Gemäuer und wartete auf den Tod.

Man schrieb das Jahr 1785. Es war eine Zeit, in der der Aberglaube und die Furcht vor dem Satan noch tief in den Seelen der Menschen verwurzelt waren. Viele schützten ihre Häuser mit weißmagischen Zeichen und Dämonenbannern, doch nicht alle Maßnahmen gegen das Böse waren wirksam, und so schafften es die Mächte der Finsternis immer wieder, die errichteten Sperren ohne Mühe zu durchbrechen oder sie raffiniert zu umgehen.

Wenn dunkle Kräfte nicht in ein Haus gelangen konnten, dann legten sie sich auf die Lauer und warteten, bis die Menschen herauskamen, um über sie herzufallen. Auf diese Weise erreichte das Böse fast immer, was es wollte.

Sue Hickox näherte sich dem Mann in der schwarzen Kutte.

Zachary Jaggom hatte sich gewissenhaft auf die Blutmesse vorbereitet. In seinem weiten, wallenden Gewand verbarg er einen Dolch. Doch es war noch nicht soweit, die Waffe in die Hand zu nehmen.

In Schalen dampfte eine Flüssigkeit, die der Hexer und die Hexe gebraut hatten. Dämpfe stiegen daraus hoch und vereinigten sich zu

einem gelben Nebel, der träge über die Wände der Teufelskapelle kroch.

Auf einem kunstvoll geschnitzten Pfahl steckte der gehörnte, skelettierte Schädel eines Tiers. Leere schwarze Augenhöhlen wohnten dem Beginn der teuflischen Zeremonie bei.

Sue Hickox trug ein einfaches Baumwollkleid. Zachary Jaggom befahl ihr, es auszuziehen, und sie fing träge an, die Knöpfe zu öffnen. Es hatte den Anschein, daß sie mit offenen Augen schlief.

Der Hexer hatte das Mädchen in Trance versetzt, damit sie gefügig war. Er haßte jede Art von Lärm in der Teufelskapelle. Es hätte ihm nicht gefallen, wenn sich Sue Hickox gewehrt und versucht hätte, zu fliehen.

Dadurch, daß sie sich in Trance befand, ging alles glatt, still und reibungslos ab.

Sue zog ihr Kleid über die Schultern.

»Weiter!« verlangte der Hexer, und sein Blick saugte sich an der nackten Haut des Mädchens fest.

Sie gehorchte, und bald fiel das Kleid auf den Boden. Sue stieg aus diesem Stoffring, als ihr der Hexer beide Hände entgegenstreckte. Auch sie hob die Hände, und auf ihrem schönen Gesicht erschien ein seliger, verklärter Ausdruck. Es sah aus, als würde sie sich auf den Tod freuen, als könnte sie es nicht erwarten, auf dem Altar des Bösen zu sterben.

Geschmeidig und lautlos bewegte sich das nackte Mädchen. Zachary Jaggom betrachtete wohlgefällig ihren jungen, biegsamen Körper, der dem Fürsten der Finsternis bestimmt zusagen würde.

Auch die anderen Mädchen waren schön gewesen, doch keines hatte die feierliche Schönheit von Sue Hickox gehabt. Sue war etwas Besonderes.

Sie erreichte den Altar, vor dem Jaggom stand. Ihre Fingerspitzen berührten seine, und dann schlossen sich seine Hände um ihre.

»Asmodis wird heute nacht besonders zufrieden sein«, sagte der Hexer. Die Kapuze seiner Kutte warf einen schwarzen Schatten über sein Gesicht. In dieser Dunkelheit glänzten seine bösen Augen wie Kohlestücke.

Er wies auf den Altar. Ein steinerner Sockel war es, mit schwarzmagischen Zeichen geschmückt.

»Lege dich darauf!« befahl Jaggom.

Sue setzte sich zuerst auf den kalten Stein, drehte sich dann und streckte sich darauf aus. Sie war größer als der Altar. Ihr dunkles Haar hing über den einen Rand, über den anderen ragten ihre Füße hinaus.

Vanessa Drake hatte bis zu diesem Augenblick reglos dagestanden. Als sie sich nun bewegte, raschelte ihre Kutte. Sie holte den Blutbecher, ein Gefäß aus dem Schädelknochen eines Menschen.

Sues Blut sollte da hineinfließen, und der erste, der davon trank, würde Asmodis sein, wenn es ihnen gelang, ihn zu sich einzuladen. Das klappte nicht immer. Manchmal hatte Asmodis keine Zeit oder keine Muße, ihr Gast zu sein. Deshalb war es immer ungewiß, ob sie das Blutfest allein oder mit ihm feiern würden.

»Glaubst du, er wird kommen?« fragte die Hexe unsicher.

»Sieh dir dieses prachtvolle Opfer an«, erwiderte Jaggom. »Das läßt sich Asmodis bestimmt nicht entgehen.«

Sue Hickox räkelte sich auf dem harten Stein, als würde sie in ihrem weichen warmen Bett liegen. Ihr flacher Bauch hob und senkte sich, und Jaggom hatte den heißen Wunsch, die kleinen Brüste des Mädchens zu berühren, aber er versagte es sich.

Nicht wegen Vanessa, sondern weil er das Opfer nicht entweihen wollte.

Die Hexe stellte den Blutbecher bereit, dann sank sie vor dem Altar auf die Knie, breitete die Arme aus und rief den Höllenfürsten mit lauter Stimme. Jaggom kniete sich neben sie und rief Asmodis gleichfalls.

Sie flehten ihn an, ihre schwarzen Gebete zu erhören und Gast zu sein in der Kapelle, die ihm geweiht war. Sie sandten Beschwörungsformeln in die unendlichen Tiefen der Hölle und hofften, daß sie den mächtigen Herrscher der Finsternis erreichten.

Sie wußten, daß sie im Vergleich mit Asmodis klein und unbedeutend waren, und daß sie ohne die Kraft, die er ihnen gab, nicht lange hätten existieren können. Er bewahrte sie vor Unheil und schützte sie davor, ihren Häschern zum Opfer zu fallen. Jedenfalls dachten sie das, denn bisher hatte es noch niemand gewagt, sie anzugreifen.

Verzweifelt nahm man ihr Tun hin und behauptete, dagegen könne man nichts machen. Jaggom und seine Geliebte führten das auf die Angst zurück, die Asmodis in den Menschen schürte.

Der Hexer blickte auf die Flüssigkeit in den Schalen.

Sie dampfte jetzt stärker.

Das war ein gutes Zeichen. Der Teufel würde kommen, befand sich vielleicht schon auf dem Weg zu ihnen. Die Dämpfe verdichteten sich und verhüllten die Kapellenwand.

Mit einem begeisterten Blick machte Jaggom seine Verbündete darauf aufmerksam. Sie nickte erregt.

»Wir werden in Kürze einen hohen Gast begrüßen dürfen«, flüsterte sie. Sie wußte von anderen Hexen, daß Asmodis sich mit ihnen vereinigt hatte. Ihr war diese große Ehre, gegen die ihr Geliebter nichts einzuwenden gehabt hätte, leider noch nicht zuteil geworden, aber sie gab die Hoffnung nicht auf, daß es einmal dazu kommen würde.

Vielleicht würde der Teufel sie heute nacht zu seiner Braut machen. Eine höhere Auszeichnung hätte der Hexe nicht widerfahren können.

Eine knisternde Spannung kroch durch die Teufelskapelle.

Die Totenglocke schlug an. Dünn schwebte ihr Klang durch die Finsternis, und Zachary Jaggom wußte, daß das Erscheinen des Höllenfürsten nun unmittelbar bevorstand.

Er erhob sich. Auch Vanessa Drake stand auf. Sie nahm die Knochenschale in beide Hände, während der Hexer hinter den steinernen Altar trat. Er holte den Opferdolch aus dem Gewand und legte beide Hände um den Griff. Noch wartete er, zuzustoßen, denn er wollte es in Asmodis' Beisein tun.

Vanessa wich einige Schritte zur Seite und verhielt sich wieder vollkommen still. Sie konzentrierte sich auf Asmodis, dessen Nähe sie ganz deutlich spürte. Sie war sehr aufgeregt. Ihr Busen hob und senkte sich rasch, während sie erwartungsvoll in die wabernden Dämpfe starrte, aus denen in wenigen Augenblicken Asmodis hervortreten würde.

Die Hexe fragte sich, in welcher Gestalt er diesmal erscheinen würde.

Ihr war bekannt, daß der Höllenfürst jede Gestalt annehmen konnte. Zumeist trat er so auf, wie die Menschen ihn abgebildet hatten: mit stumpfen Hörnern auf dem Kopf, mit zitterndem Ziegenbart, langem Schwanz und Pferdefuß. In dieser Gestalt war er hier schon mehrmals erschienen.

»Asmodis!« rief der Hexer mit kräftiger Stimme. »Sieh dieses schöne Opfer, das wir für dich ausgesucht haben. Komm, und trink mit uns das Blut dieser Jungfrau! Komm, und gib uns die Ehre deines Besuchs!«

Vanessa unterdrückte ein freudiges Schluchzen, als sie in den Dämpfen eine Bewegung wahrnahm. Ihre Augen weiteten sich, als im nächsten Moment eine mächtige Gestalt hervortrat.

Diesmal schien Asmodis' Körper aus Bronze zu bestehen. Er überragte Zachary Jaggom um mehr als einen Meter, war fast völlig nackt, und das Spiel seiner harten Muskeln war beeindruckend. Große, spitze Ohren hatte er, die weit von seinem Kopf abstanden, und von seiner Stirn ausgehend schraubten sich zwei dicke gerippte Widderhörner nach oben. Grauenerregend war die Fratze unter diesen Hörnern. So schrecklich hatte Asmodis noch nie ausgesehen.

Jaggom wandte sich dem Höllenfürsten zu und verneigte sich ehrerbietig. Der Hexer fand Worte der Wertschätzung und der Freude.

»Wir fühlen uns geehrt, daß du die Blutnacht mit uns verbringst, Herr!« sagte der Hexer überwältigt. »Wir wissen, daß wir nur kleine, unbedeutende Diener sind. Um so mehr wissen wir es zu schätzen, daß du dir die Mühe gemacht hast, unserer Einladung zu folgen.«

Asmodis brachte den Hexer mit einer herrischen Handbewegung zum

Schweigen. »Genug der Worte!« sagte er ungeduldig. »Fang an!«
»Wie du befiehlst«, sagte der Hexer unterwürfig.
Er wandte sich wieder dem Opfer zu. Sue Hickox streckte die Arme über den Kopf und zog ein Bein leicht an. Sie seufzte, als hätte sie einen wunderbaren, angenehmen Traum.
Jaggom hob den Dolch, dessen Griff er immer noch mit beiden Händen umklammerte, zum Todesstoß. Vanessa begab sich mit der Knochenschale zum Altar. Kein Tropfen Blut sollte verlorengehen.
Der Hexer hob den Opferdolch, so hoch er konnte.
»Stirb für Asmodis!« sagte er, und dann stieß er zu.

***

Aber die Klinge traf nicht, denn plötzlich war im wahrsten Sinne des Wortes der Teufel los.
Die Kapellentür flog auf, und Männer stürzten herein. Ihnen voran Pater John. Der Priester trug ein großes, schweres, geweihtes Eisenkreuz.
Das Kreuz schien zu strahlen, und das Licht, das es aussandte, traf Vanessa Drake, Zachary Jaggom, den Altar, das darauf liegende Mädchen - und auch Asmodis' nackte Gestalt.
Das Licht brannte sich förmlich in sein Fleisch. Er heulte vor Wut auf, konnte den Anblick des Kreuzes, dieses Symbols des Guten, nicht ertragen.
Es kümmerte ihn nicht, was aus Jaggom und seiner Geliebten wurde. Er wollte nur weg.
Knurrend sprang er in die wallenden Dämpfe zurück und löste sich darin auf.
Das plötzliche Eindringen der Männer hatte Jaggom so sehr irritiert, daß er den Dolchstoß mitten in der Bewegung stoppte.
Das Strahlen des Kreuzes weckte Sue Hickox aus ihrer Trance. Ihre offenen Augen nahmen endlich wieder bewußt wahr, was mit ihr und um sie herum geschah. Als sie merkte, daß sie nackt war, erschrak sie zutiefst, und ihr Schrecken verdoppelte sich, als sie Jaggom mit dem Dolch neben dem Altar stehen sah. Mit einem heiseren Schrei sprang sie von dem Stein herunter.
»Sue! Mein Kind!« rief der Bäcker hinter Pater John.
»Vater!« schluchzte das Mädchen.
Sie lief auf die Männer zu. Vanessa sprang ihr in den Weg, griff nach ihrem Handgelenk und wollte sie zurückreißen.
»Du gehörst uns! Du bleibst hier!« fauchte die Hexe.
Doch Sue entwand sich Vanessas hartem Griff und lief weiter. Rasch hob sie ihr Kleid auf und preßte es vor ihren Körper, und Augenblicke später fiel sie ihrem Vater weinend in die ausgebreiteten Arme.
Der kleine untersetzte Mann drückte sie ergriffen an sich. »Du hast

nichts mehr zu befürchten, mein Kind. Komm, ich bring dich zu deiner Mutter.«

Sie zog rasch ihr Kleid an und verließ mit ihrem Vater die Teufelskapelle. Ihre Knie waren weich; sie zitterte schrecklich. Und sie war froh, noch zu leben.

Pater John hatte seine ganze Überredungskunst aufbieten müssen, um die stärksten Männer im Dorf zu bewegen, ihn hierher zu begleiten. Der Bäcker war mitten in der Nacht von einem Geräusch geweckt worden. Dann hörte er, wie die Haustür ins Schloß fiel. Als er zum Fenster eilte und hinaussah, erkannte er seine Tochter - zusammen mit Vanessa Drake und Zachary Jaggom.

Da lief er zu Pater John und flehte ihn um Hilfe an.

Und der Priester war sofort bereit, zu helfen, aber es hätte keinen Sinn gehabt, wenn er sich mit dem Bäcker allein zur Teufelskapelle begeben hätte. Sie brauchten die Unterstützung starker Männer.

Keiner von ihnen hatte es bereut, mitgekommen zu sein. Ein unbeschreibliches Triumphgefühl hatte sie alle erfaßt, als sie sahen, wie Asmodis die Flucht ergriff, und sie fragten sich, wieso sie bis heute soviel Angst gehabt hatten. Warum hatten sie der Kraft des Kreuzes nicht mehr Vertrauen entgegengebracht?

Jetzt stürzten sie an Pater John vorbei. Die Hexe jagte kreischend durch die Kapelle. In einer Ecke wurde sie von zwei Männern gestellt.

Ihr schönes Gesicht im Schatten der Kapuze verzerrte sich haßerfüllt. »Faßt mich nicht an!« schrie sie.

Doch die Männer kümmerten sich nicht darum. Sie packten unerbittlich zu, drehten ihr die Arme auf den Rücken und führten sie zum Altar.

Wie gelähmt starrte Zachary Jaggom auf das strahlende Eisenkreuz. Es gab für ihn kein Symbol, das er mehr verabscheute. Der Lichtschein fiel auf seinen Körper und bannte ihn. Er dachte nicht an Flucht, und auch nicht an Gegenwehr. Willenlos ließ er sich ergreifen. Man nahm ihm den Opferdolch aus den Händen. Seine Finger wirkten kraftlos.

Die Männer rissen ihm und der Hexe die schwarzen Kutten herunter.

Was dann passierte, geschah nicht mit Pater Johns Einverständnis, aber er vermochte es nicht zu verhindern. Die Männer waren zu aufgebracht. Ihnen stand noch deutlich vor Augen, wie Sue Hickox beinahe ihr Leben verloren hätte, und das machte sie rasend und blind vor Wut und Haß.

Pater John hatte keinen Einfluß mehr auf die Männer.

Sie töteten mit dem Opferdolch, durch den Sue sterben sollte, zuerst die Hexe und dann den Hexer.

»Man hätte über sie zu Gericht sitzen sollen«, sagte der Priester, als es geschehen war.

»Wozu?« wurde er gefragt. »Jeder Richter hätte die beiden für

schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Wir haben das Verfahren nur abgekürzt. Vanessa Drake und Zachary Jaggom waren es nicht wert, daß man sich mehr Mühe mit ihnen machte.«

Jemand schlug vor, die Toten in ungeweihter Erde zu begraben, doch ein anderer hatte eine bessere Idee.

»Wir machen aus dieser Teufelskapelle eine Totengruft. Dazu ist nichts weiter nötig, als das Tor zuzumauern.«

Dieser Vorschlag gefiel allen. Man verließ die Kapelle, schloß das Tor ab und lehnte sicherheitshalber das schwere Eisenkreuz daran.

Am darauffolgenden Tag kamen die Männer wieder und fingen an, das Tor zuzumauern. Sie arbeiteten sehr gewissenhaft und verschmierten die kleinste Ritze. Als das Werk vollbracht war, atmeten sie erleichtert auf. Die bösen Umtriebe waren vorbei. Aus dem Dorf würden keine jungen Mädchen mehr verschwinden. Der grauenvolle Alptraum, der so lange gedauert hatte, war zu Ende.

Als die Männer ihr Werkzeug einsammelten, schlug die Totenglocke im Turm der Kapelle an, obwohl niemand am Glockenspiel gezogen hatte.

Den Männern lief es kalt über den Rücken. Hatten sie sich zu früh gefreut? War das Grauen noch nicht vorbei?

Sie schauten sich gegenseitig beunruhigt an, und plötzlich erfüllte die Teufelskapelle ein schauriges Gelächter.

»Gütiger Himmel, das ist Jaggom«, stieß einer der Männer verstört hervor. »Wie ist das möglich? Er ist doch tot!«

Aber war der Hexer das wirklich?

»Ihr irrt euch, wenn ihr denkt, nun Ruhe zu haben!« dröhnte die Stimme des Hexers in der Kapelle. »Wir kommen wieder. Vielleicht in hundert Jahren, vielleicht in zweihundert Jahren. Keiner von euch wird dann mehr leben. Aber wir werden dennoch Rache nehmen! An euren unschuldigen Nachkommen, die nichts für euren Wahnwitz können! Ihr habt es gewagt, die Hand gegen uns zu erheben! Dafür verfluchen wir euch! Die Rache ist unser! *Rache!*«

Und Vanessa Drake fiel in dieses Rufen mit schriller Stimme ein.

*»Rache!«* schrie auch sie.

Die Männer ergriffen entsetzt die Flucht. Sie eilten zurück nach Barrywater, in ihr verfluchtes Dorf!

***

Zweihundert Jahre gingen ins Land.

Man schrieb das Jahr 1985.

Die Ereignisse von einst waren zur unheimlichen Legende geworden. Doch die Bewohner von Barrywater glaubten nicht mehr daran. Nur die Alten unter ihnen hoben manchmal mahnend den Finger und warnten, man möge auf der Hut sein. Das erste Jahrhundert war

verstrichen, ohne daß Zachary Jaggom und seine Geliebte zurückgekehrt waren. Doch nun ging das zweite Jahrhundert zu Ende, und die Gefahr, daß die beiden ihr schreckliches Treiben wieder aufnehmen könnten, war unvergleichlich größer geworden.

Als sich der Todestag von Zachary Jaggom und Vanessa Drake zum zweihundertsten Male jährte, wollte niemand ernsthaft glauben, daß der Moment der blutigen Rache gekommen war.

Aber nützt es etwas, wenn man die Augen vor einer drohenden Gefahr verschließt? Ist sie nicht mehr vorhanden, wenn man sie nicht mehr sieht?

Asmodis verzieh dem Hexenpaar, und düstere, unheilschwangere Schatten breiteten sich über Barrywater, das verfluchte Dorf…

***

Vicky Bonney und ich verbrachten nun schon die zweite Stunde in Lance Selbys Haus, und wir mußten dem wißbegierigen Greis alles über seine Vergangenheit erzählen, denn er selbst konnte sich daran nicht mehr erinnern.

Müde und bleich saß er in dem Sessel. Sein Gesicht war mit Falten übersät, das Haar schlohweiß.

Ein alter Mann - mit 38 Jahren.

Er lernte sich mit unserer Hilfe kennen. Da wir sehr viel über ihn wußten, konnten wir ihm stundenlang erzählen, und manchmal kam es mir vor, als ob ihm das, was wir ihm sagten, einige Bewunderung vor sich selbst abrang.

Er hatte einen totalen Gedächtnisausfall, wußte von früher überhaupt nichts. Nicht einmal seinen Namen hatte er mehr gekannt, als ich ihm in seinem Haus wiederbegegnete.

Vor mir saß das unheimlichste Rätsel, mit dem ich je konfrontiert worden war. Denn dieser Mann war im Krankenhaus gestorben und sogar obduziert worden. Todesursache: Altersschwäche.

Als wir ihn beerdigen wollten, war seine Leiche verschwunden, und seine Rückkehr zu den Lebenden hatte bei uns natürlich für einige Verwirrung gesorgt. Wir wußten nicht so recht, ob wir ihm trauen durften.

Mr. Silver hatte ihn sich angesehen und einige magische Tests vorgenommen. Wenn sich eine feindliche Magie in Lance befunden hätte, hätte der Ex-Dämon das wahrscheinlich gemerkt.

Er hatte nichts dergleichen erwähnt, aber sein Schulterzucken ließ mich vermuten, daß Lance Selby unter Umständen doch nicht ganz »sauber« war. Das bedeutete für uns, daß wir ihm bei aller Freundschaft und Freude darüber, daß er wieder da war, mit Vorsicht begegnen mußten.

Ich sprach von einem Abenteuer, bei dem sich Lance besonders mutig

hervorgetan hatte. Ein erfreuter Schimmer trat in seine Augen, und ich hoffte schon, daß Lance wußte, wovon ich sprach.

»Erinnerst du dich?« fragte ich gespannt.

Der Greis senkte den Blick und schwieg eine Weile.

Dann schüttelte er den Kopf und sagte: »Nein, Tony. Tut mir leid. Mir kommt es so vor, als befände sich in meinem Kopf eine dicke schwarze Mauer.«

»Wir werden sie mit vereinten Kräften einreißen«, sagte ich zuversichtlich. »Es wird seine Zeit dauern, aber das macht nichts. Ich habe Geduld.«

»Ja, aber ich habe wenig Zeit. Ich bin ein alter Mann.«

»Fühlst du dich krank und schwach? Fühlst du, daß dein Ende nah ist?«

»Nein«, sagte Lance.

»Dann ist nichts zu befürchten«, meinte ich. »Ich denke, du hast noch ein paar Jahre vor dir.«

»Das wäre schön«, sagte der Parapsychologe.

»Irgendwann wirst du dich auch wieder erinnern. Nur Mut«, sagte Vicky Bonney. »Was wir, deine Freunde, dazu beitragen können, werden wir tun.«

»Es ist rührend, wie ihr euch um mich sorgt«, sagte Lance Selby ergriffen.

»Für uns ist Freundschaft eben nicht nur ein Wort«, bemerkte ich und blickte auf meine Uhr.

Ich fand, daß Lance nun wieder Ruhe brauchte. Vicky war meiner Meinung. Wir verabschiedeten uns von unserem Freund.

»Beim nächstenmal reden wir sehr ausführlich über Oda«, sagte ich.

»Über diese weiße Hexe, die ich angeblich so sehr geliebt habe«, meinte Lance.

»Nicht nur angeblich«, entgegnete ich. »Du hast sie tatsächlich sehr geliebt, und sie dich auch. Ein Herz und eine Seele wart ihr.«

»So wie du und Vicky?«

»Genauso«, sagte ich.

Lances Blick wanderte zum Fenster. »Sie lebt nicht mehr.«

Was er sagte, wußte er von uns. Erinnern konnte er sich nicht.

»Nein«, sagte ich. »Sie lebt nicht mehr. Mago hat sie getötet.«

»Ich wollte, ich wäre jünger und wüßte, wie man gegen einen Schwarzmagier kämpft.«

»Was würdest du dann tun?« wollte ich wissen.

»Ich würde Odas Tod rächen.«

»Obwohl du dich nicht mehr an sie erinnerst?«

»Ja, ich würde nichts unversucht lassen, um ihren Tod zu rächen«, sagte Lance energisch. Diese Worte hörten sich etwas eigenartig an aus dem Mund eines Greises. An einen Kampf konnte dieser Mann

nicht mehr denken. Der schwächste Schwarzblütler hätte ihn mühelos umgepustet. Daran, was Mago mit ihm gemacht hätte, wenn er es gewagt hätte, ihm entgegenzutreten, wagte ich gar nicht zu denken.

Ich legte ihm die Hand auf die knöcherne Schulter. »Vielleicht kommt einmal die Stunde der Revanche, Lance. Dann will ich gern dein verlängerter Arm sein.«

Wir verließen das Haus. Der Herbstwind spielte mit Vickys langem goldenem Haar. Sie trug ein auffallend rotes Kleid, das ihre Figur hervorragend modellierte.

Trockenes Laub kratzte über den Gehsteig. Die Natur fing an, reizlos zu werden. Selbst die Koniferen in unserem Garten hatten nicht mehr dieses schöne satte Grün wie in der warmen Jahreszeit.

Das Ende des Jahres rückte langsam, aber sicher in greifbare Nähe.

Vicky Bonney sagte, daß Lance auf sie heute einen etwas gelösteren, frischeren, vor allem aber lebendigeren Eindruck gemacht hatte. Das gleiche war auch mir aufgefallen.

Natürlich wirkte Lance nach wie vor schwach und zerbrechlich, aber es war nicht mehr so schlimm wie an den vorangegangenen Tagen. Mir kam es so vor, als würde sich unser Freund erholen.

»Es scheint mit seinem Befinden aufwärtszugehen«, sagte Vicky.

»Das wäre ihm zu wünschen.«

»Wenn es nur möglich wäre, diesen schnellen Alterungsprozeß rückgängig zu machen.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ich fürchte, da wünschst du dir zuviel, Vicky. Ich glaube, wir müssen froh sein, wenn unser guter Freund noch ein paar Jahre lebt.«

Ich öffnete die Tür meines Hauses und ließ Vicky den Vortritt. Im Wohnzimmer lungerte Mr. Silver herum.

»Wie geht es Lance heute?« erkundigte er sich.

»Besser«, sagte ich.

»Erfreulich«, meint der Ex-Dämon. Er sagte, er hätte die Post auf Vickys Schreibtisch gelegt, und meine Freundin zog sich in ihr Arbeitszimmer zurück.

Ich begab mich zur Hausbar und goß mir einen kleinen Pernod ein. Mit dem Glas in der Hand setzte ich mich und musterte den Ex-Dämon. Er hatte Sorgen, wußte nicht, wohin Cuca und Atax seine Freundin Roxane verschleppt hatten.

Schon einmal war Roxane entführt worden. Damals hatte sich der Silberdämon Metal mit den Shlaaks verbündet und der Hexe aus dem Jenseits eine Falle gestellt.

Wir hatten Metals Freundin, die Zauberin Arma, vernichtet, und der Silbermann wollte mit Hilfe des Höllennektars aus Roxane Arma machen. Zur Hälfte war es ihm gelungen, aber dann holten wir uns Roxane wieder.

Was würde nun geschehen?
Würden Cuca und Atax fortsetzen, was Metal begonnen hatte? Bestimmt kannte Atax, die Seele des Teufels, eine Möglichkeit, Roxane völlig in Arma umzuwandeln.
Und wir hatten keine Chance, dies zu verhindern, weil wir nicht wußten, wo Roxane, die Hexe aus dem Jenseits, gefangengehalten wurde.
Ich brauchte Mr. Silver nur anzusehen, um zu wissen, daß er mit seinen Gedanken bei Roxane war. Er litt darunter, Roxane in den Händen von Feinden zu wissen. Atax und Cuca ließen nichts aus. Was sie dem Ex-Dämon antun konnten, das taten sie, denn sie haßten ihn beide, und sie wollten ihm einen Tiefschlag versetzen, von dem er sich lange nicht erholen würde. Und in dieser Zeit der Schwäche würden sie wahrscheinlich versuchen, ihn zu vernichten.
Vicky kam aus ihrem Arbeitszimmer und schwenkte einen Brief: »Erinnerst du dich an Tom di Meola?«
»Nein.«
»Aber ja, wir lernten ihn vor ungefähr einem Jahr auf einer Party kennen. *Tom di Meola*, der Maler.«
»Ich glaube, jetzt dämmert's. Ist der Brief von ihm?«
»Ja. Er würde uns beide gern wiedersehen.«
»Nichts leichter als das. Er braucht nur herzukommen und zu läuten, dann wird ihm aufgetan.«
»Er lädt uns zu sich ein.«
»Moment mal, bewohnt er nicht so ein uraltes unheimliches Herrenhaus?« Ich schnippte mit dem Finger. »Wie heißt das Dorf doch gleich?«
»Barrywater«, sagte Vicky Bonney.
»Richtig. Barrywater. Wieso hast du das behalten?«
»Habe ich nicht. Es steht auf dem Briefumschlag.«
»Und ich dachte schon, du hättest ein Gedächtnis wie ein Computer.« Ich glaubte zu wissen, daß Vicky gern nach Barrywater gefahren wäre. Allein wollte ich sie nicht dorthin fahren lassen, denn der Maler sah unverschämt gut aus. Man spielt nicht neben einem offenen Benzinfaß mit dem Feuerzeug, und man läßt seine Freundin, an der einem etwas liegt, nicht allein zu einem gutaussehenden Mann fahren.
Nach der Hektik der letzten Tage würden uns ein paar Tage Barrywater guttun. Von dieser Überlegung ging ich aus, als ich mich entschied, Vicky Bonney zu begleiten.

***

Wir fuhren durch einen spätherbstlichen Wald. Wie ein Brett lag mein schwarzer Rover in den Kurven. Links fiel der Berg steil ab, und zwischen den Bäumen schimmerte die silberne Oberfläche eines

kleinen Sees.

Das Autoradio lief. Meine Lieblingsgruppe, das Electric Light Orchestra, machte wieder mal gehörig Dampf. Ich klopfte den Takt auf dem Lenkrad mit und fühlte mich großartig.

Endlich ein paar Tage Ferien.

Ich wußte schon nicht mehr, wie das war.

Locker und gelöst war ich, und zu jedem Schabernack aufgelegt.

»So vergnügt warst du schon lange nicht mehr«, stellte Vicky Bonney fest.

»Tja, so soll man sein, wenn man in Urlaub fährt, oder nicht?« sagte ich, holte mein Lakritzenbonbon mit der Zunge aus der linken Backe und schob es nach rechts.

Im nächsten Augenblick hätte ich mich daran beinahe verschluckt. Der Rover zog elegant in eine Kurve, und als mein Blick auf die Gerade fiel, zuckte mein Fuß blitzschnell zum Bremspedal.

Ich bremste so, daß die Räder nicht blockierten.

Klickend spannte sich der Sicherheitsgurt, als es meine Freundin nach vorn riß.

Auf der Fahrbahn lag ein Fahrrad. Es war so verbogen und verdreht, als wäre es von einem Auto gerammt worden.

Den Fahrer hatte es anscheinend schlimm erwischt. Er lag am Straßenrand auf dem Bauch und regte sich nicht.

Das Ganze sah nach Fahrerflucht aus.

Ich klickte den Gurt los, sobald der Rover stand. Vicky wollte ebenfalls aussteigen, doch ich sagte ihr, sie solle vorläufig im Wagen bleiben. Dann stieß ich die Tür auf und sprang hinaus.

Ich nahm das Fahrrad und trug es zur Seite, dann eilte ich zu dem Mann, der auf den ersten Blick keine Verletzungen erkennen ließ. Ich beugte mich über ihn und tastete nach seiner Halsschlagader. Der Puls zuckte sehr deutlich. Das war beruhigend.

Beunruhigend war erst das Messer, das mir der Kerl blitzschnell an die Kehle hielt, als ich ihn vorsichtig auf den Rücken drehte!

***

Das hat man davon, wenn man hilfsbereit ist! schoß es mir durch den Kopf. Aber ich wußte, daß ich wieder so handeln würde, wenn ich mit einer ähnlichen Situation konfrontiert werden sollte.

Nicht jeder, der reglos auf der Straße liegt, ist so quicklebendig und gefährlich, wie es dieser Bursche war.

Er war aufgeregt, leckte sich immer wieder die Lippen, und auf seiner Stirn glänzte Schweiß.

»In die Falle getappt!« knurrte er und stand auf.

Sein Messer kitzelte unangenehm meine Gurgel. Er sorgte dafür, daß die Spitze nie den Kontakt zu meiner Kehle verlor. Ich hätte diesen

Straßenräuber am liebsten geohrfeigt. Das Messer in seiner Hand ließ es mir angeraten erscheinen, es nicht zu tun.

Jetzt steckte er zwei Finger in den Mund und stieß einen grellen Pfiff aus, der in meinen Ohren schmerzte und einige Sekunden nachhallte.

Hinter einem der Bäume sprang ein zweiter Verbrecher hervor. Er war genauso nervös wie sein Komplize, rieb sich fortwährend die Hände an den Gesäßtaschen seiner Jeans trocken.

Der Typ mit dem Messer schnarrte: »Die Puppe, die in deinem Wagen sitzt, soll aussteigen!«

»Wenn ihr dem Mädchen auch nur ein Haar krümmt, mache ich euch fertig!« sagte ich zornig.

Der Messermann lachte. »Mir schlottern die Knie. Du mußt verdammt stark sein. Ich frage mich, ob du das auch noch bist, wenn ich dir den Hals von Ohr zu Ohr aufgeschnitten habe. Wie heißt die Kleine?«

»Vicky.«

»Sag, sie soll aussteigen, sonst mache ich Geschnetzeltes aus dir!«

Ich sagte kein Wort.

»Okay, du sturer Hund«, knurrte der Verbrecher. »Dann wird eben mein Freund die Mieze aus dem Wagen holen.«

Der zweite Verbrecher begab sich zum Rover. »Raus!« sagte er scharf.

Vicky löste den Gurt. Unsere Situation war nicht hoffnungslos. Wir hatten es lediglich mit zwei miesen Kreaturen und einem Messer zu tun. Das mußte zu schaffen sein.

Bestimmt sah das auch Vicky so, aber sie spielte dem Mann das völlig verängstigte Mädchen vor, das sich am Rande einer hellen Panik befand. Der Bursche war nicht größer als sie, und Vicky beherrschte Karate. Er würde sehr bald sein blaues Wunder erleben.

»B-bitte…«, stotterte Vicky verstört. »T-tun Sie mir nichts! T-tony, was wollen diese Männer von uns?«

»Erst mal sehen wir nach, was ihr an Bargeld und Wertsachen bei euch habt, und anschließend leihen wir uns euren schicken Wagen«, sagte der Kerl mit dem Messer.

»A-aber das dürfen Sie nicht!« protestierte Vicky Bonney. »S-sie dürfen uns doch nicht berauben!«

»Ach nein?« fragte der Messermann grinsend. »Wer sollte uns denn daran hindern?«

»E-es ist ungesetzlich.«

»Also darauf wäre ich nie gekommen.«

»Robin Hoods Zeiten sind vorbei«, sagte ich.

»Du hältst die Schnauze!« zischte mich der Verbrecher an. »Und du, Vicky, bist jetzt auch still, sonst nehmen wir dich mit und besorgen es dir irgendwo ganz kräftig.«

»T-tony, das darfst du nicht zulassen!« jammerte Vicky.

»Dein Tony steckt selbst bis zur Halskrause im Dreck«, höhnte der

Messermann. Er wandte sich mit grimmiger Stimme an mich. Sein Haar war gewellt und glänzte fettig. Ich schätzte ihn auf 25. Sein Komplize schien etwas jünger zu sein. Sie dachten beide, die Klugheit mit der Schöpfkelle gefressen zu haben, doch ich würde sie eines Besseren belehren. »So, und nun rückst du mal ganz artig deine Brieftasche raus, Tony. Es wäre gut für dich, wenn sich darin ein paar schöne Scheinchen befinden würden, damit mein Freund und ich keinen Grund haben, uns zu ärgern.«

»Ich habe nicht ganz tausend Pfund bei mir«, sagte ich.

Der Räuber lachte. »Na, das ist ja großartig. Her damit.«

Ich warf Vicky Bonney einen kurzen Blick zu und wir verstanden uns. Sie wußte, daß das Theater gleich zu Ende sein würde, und darauf wartete sie, denn dann würde auch sie die Maske fallenlassen.

Der Messermann erwartete von mir, daß ich in meine wattierte Jacke griff, und den Gefallen tat ich ihm gern. Allerdings dachte ich keinen Moment daran, meine Brieftasche zu zücken. Meine Finger legten sich um den Kolben des Colt Diamondback, der in meiner Schulterhalfter steckte! Ich hatte es mir schon lange abgewöhnt, ohne Waffe zu verreisen. Unsere Feinde hatten mich gelehrt, mit der Gefahr zu leben, jederzeit mit einer Attacke zu rechnen - auch im Urlaub. Meine Vorsicht trug nun Früchte.

Ich zog den Revolver aus dem Leder.

Der Bursche merkte erst, daß es nicht die Brieftasche war, als ich ihm den Waffenlauf bereits in die Magengrube drückte.

»Uff!« machte er, starrte mich verdattert an und wagte nicht, mich mit dem Messer zu verletzen, denn er wußte, daß die Zeit in jedem Fall gereicht hätte, den Finger zu krümmen.

Gleichzeitig verwandelte sich das ängstliche, zitternde Mädchen Vicky Bonney in eine kampferfahrene Amazone. Ihre Attacke überraschte den Verbrecher so sehr, daß er erst begriff, was mit ihm passierte, als er bereits in hohem Bogen durch die Luft flog. Der Aufprall war hart, und Vicky sorgte mit einem Karatetritt dafür, daß der Mann groggy liegenblieb.

»Das ist eine Überraschung, was?« höhnte ich.

»K-kann man wohl sagen«, antwortete der Messermann.

»Laß fallen!« forderte ich ihn auf.

Er trennte sich sofort von seinem Messer, wirbelte herum und wollte Fersengeld gebe, doch er kam keinen Meter weiter. Ich schlug mit dem Diamondback zu. Der Kerl stolperte und fiel. Ich packte ihn am Kragen, riß ihn hoch und schleppte ihn zum Rover.

»Einsteigen!« kommandierte ich.

»Was haben Sie mit uns vor?« fragte der Verbrecher kleinlaut.

»Ich nehme an, in Barrywater gibt es eine Polizeistation. Die werdet ihr euch von innen ansehen.«

»Chef, können Sie nicht ein Auge zudrücken?«

»Ich habe es nicht so gern, wenn man mich mit einem Messer bedroht.«

»Ich wollte Sie damit nur erschrecken. Denken Sie, ich hätte Sie wirklich verletzt? Ich kann keiner Fliege etwas zuleide tun. Kevin kann das bestätigen. Wir sind zwei arme Würstchen. Was haben Sie schon davon, wenn man uns einlocht?«

»Die Genugtuung, daß ihr eine Zeitlang kein solches Ding mehr abzieht«, erwiderte ich. »Und jetzt rein mit dir in den Wagen, oder soll ich nachhelfen?«

»Ich bin ja schon drinnen«, beeilte sich der Räuber zu sagen und setzte sich in den Fond.

Ich richtete den Colt Diamondback auf den anderen Verbrecher. »Darf ich dich auch einladen?«

Kevin konnte immer noch nicht begreifen, wie ihn Vicky so überlegen ausgeschaltet hatte. An so ein Mädchen war er bestimmt noch nie geraten.

Ich nickte ihr zufrieden zu. »Du hast deine Sache sehr gut gemacht.«

»Gelernt ist gelernt«, sagte Vicky stolz.

Kevin setzte sich belämmert neben seinen Freund. Ich holte das Messer, mit dem ich bedroht worden war, und steckte es ein. Dann gab ich Vicky meinen Revolver und bat sie, darauf zu achten, daß die Kerle keine Dummheiten machten.

Sie drehte sich auf dem Beifahrersitz zu den Räubern um und hielt sie mit meiner Waffe in Schach. Weder Kevin noch sein Komplize machten einen Mucks. Von den großen Tönen, die sie gespuckt hatten, war nichts mehr zu hören. Jetzt waren die Verbrecher so klein, daß sie in einen Fingerhut gepaßt hätten.

Ich fuhr weiter, und schon nach der nächsten Kurve kam die Ortstafel.

*Barrywater.*

Ich fuhr zur Dorfmitte und vermutete richtig, daß sich dort die Polizeistation befand. Der Beamte, dem wir die Räuber übergaben, stellte sich als Inspektor James Andrews vor. Ein gutmütiges Schwergewicht, der aber sehr böse werden konnte, wenn jemand das Gesetz, das er hütete, verletzte.

Die Namen der Räuber waren Kevin Crawford und Fred Mahoney. Sie waren sofort geständig, um ihre Lage nicht noch mehr zu verschlimmern, und sie gaben sogar zwei Überfälle zu, die sie nach demselben Muster abgezogen hatten. Mit dem kleinen Unterschied, daß diese geklappt hatten.

Man nahm unsere Aussagen zu Protokoll. Wir lasen die Schriftstücke durch und unterzeichneten sie.

Das Messer, das ich Fred Mahoney abgenommen hatte, wurde als

Beweismittel abgelegt, und Mahoney und Crawford wurden eingelocht.

Inspektor Andrews vermutete, wir wären auf der Durchfahrt. Barrywater war kein Dorf, das von vielen Fremden aufgesucht wurde.

Es erstaunte den Inspektor, als ich ihm eröffnete, wir würden in dem verträumten Dorf vor den Toren Londons einige Tage Urlaub als Gäste von Tom di Meola machen. Natürlich kannte er Tom, und er schätzte seine Arbeit, obwohl er von Malerei, wie er zugab, nichts verstand.

»Entweder ein Bild gefällt mir oder es gefällt mir nicht«, sagte James Andrews. »Von Farbkomposition und sattem Pinselstrich habe ich nicht die leiseste Ahnung. Tom di Meolas Bilder sprechen mich an. Sie besitzen eine Aussagekraft, die einem manchmal spürbar unter die Haut geht. Aber was rede ich denn. Sicher verstehen Sie beide von di Meolas Kunst sehr viel mehr als ich.«

Ich lächelte. »Um der Wahrheit die Ehre zu geben, Inspektor, ich bin auch nicht gerade ein Experte für Malerei. Aber Sie haben Recht, wenn Sie sagen, daß Tom di Meolas Werke das gewisse Etwas haben.«

Während ich mich mit Andrews unterhielt, gewann ich den Eindruck, daß den Mann etwas bedrückte. Ich konnte ihn darauf natürlich nicht einfach ansprechen, aber interessiert hätte es mich schon, was der freundliche, sympathische Mann auf dem Herzen hatte.

Mir schien, als würde er Vicky mit sorgenvollem Blick mustern. Sah er sie nicht gern in Barrywater? So kam es mir vor.

Ich versuchte ein wenig über das Dorf zu erfahren. Andrews meinte, Barrywater wäre noch voll von alten Traditionen.

»Urlaub«, sage er und nickte ernst. »Ich glaube, Sie sind die ersten, die in unser Dorf kommen, um hier Urlaub zu machen. Wir liegen wahrscheinlich zu nahe bei London. Die meisten Menschen fahren erst mal Hunderte von Kilometern, um in Urlaubsstimmung zu kommen.«

»Wozu in die Ferne schweifen?« sagte ich lächelnd. »Ich bin sicher, daß es uns in Barrywater sehr gut gefallen wird.«

»Ja«, brummte der Inspektor, aber das klang nicht besonders überzeugt.

»Sind Sie anderer Meinung?« fragte ich hellhörig.

»Ach, wissen Sie, Mr. Ballard, ich will Sie und Ihre hübsche, charmante Begleiterin nicht beunruhigen…«

»Wenn Sie so anfangen, müssen Sie auch weiterreden«, sagte Vicky Bonney.

Jetzt war er da, wo ich ihn haben wollte. Er trat ans Fenster und blickte hinaus. Wir schienen für ihn nicht mehr zu existieren. Er legte die Hände hinter seinem Rücken aufeinander und sagte eine Weile nichts.

Schließlich fragte er: »Hat Ihnen di Meola von der alten Legende erzählt?«

Ich spitzte die Ohren. »Nein«, sagte ich und ging zu ihm. Wir befanden uns in seinem Büro. Das leise Ticken der großen Uhr mit römischen Ziffern über der Tür war das einzige Geräusch, das im Moment zu hören war.

»Es gibt mehrere Versionen«, sagte das gutmütige Schwergewicht. »Als Polizeibeamter dürfte ich keine einzige glauben, aber ich bin auch nur ein Mensch, verstehen Sie? Und meine Wurzeln befinden sich in diesem Dorf, in dem sich bis heute der Geister- und Hexenglaube gehalten hat. So etwas färbt ab, ob einem das nun recht ist oder nicht.«

»Haben Sie ein Problem, Inspektor?« wollte ich wissen.

»Nun, nicht gerade ich. Ich würde sagen, ganz Barrywater hat ein Problem.«

»Ein Problem welcher Art?« erkundigte ich mich.

»Es hängt mit diesen verrückten Geschichten zusammen«, sagte James Andrews und drehte sich langsam um. »Sie sind zweihundert Jahre alt. Dennoch geraten sie nie ganz in Vergessenheit. Immer wieder stößt man darauf. Vor allem jetzt…«

Ich bat den Inspektor, etwas deutlicher zu werden. Andrews betrachtete zuerst Vicky, dann mich, und schließlich erzählte er uns die Geschichte.

Wir erfuhren von einem grausamen Hexerpaar, das vor zweihundert Jahren hier sein Unwesen getrieben hatte. Der Inspektor sprach von Teufelsbeschwörung und grausigen Blutfesten zu Satans Ehren, und der Teufel persönlich sollte an solchen Feiern manchmal teilgenommen haben.

Wir hörten von Vanessa Drakes und Zachary Jaggoms letzter Nacht und von ihrem Ende. Und zum Schluß erwähnte Inspektor Andrews noch den Fluch, der sich vielleicht erfüllen könnte.

»Ich nehme an, Sie fragen sich nun, warum ich Ihnen dieses Greuelmärchen erzählt habe«, sagte James Andrews. »Nicht um Sie aus Barrywater zu vertreiben, das ganz bestimmt nicht. Als Polizeibeamter dürfte ich über diese haarsträubenden Dinge eigentlich nur mitleidig lächeln, aber ich weiß, daß diese Geschichten nicht erfunden sind. Es gibt sie wirklich, diese zugemauerte Teufelskapelle, und ich spreche mit Ihnen so offen über diese Dinge, weil… weil diese Kapelle zu Tom di Meolas Anwesen gehört.«

Unwillkürlich spannte sich meine Kopfhaut. Ich sah di Meolas Einladung plötzlich mit anderen Augen, und Vicky Bonney auch, wie mir schien.

Der Maler wußte, was für einen Job ich hatte. Hatte er Vicky und mich zu sich eingeladen, weil er der Ansicht war, die Unterstützung eines Dämonenjägers nötig zu haben?

»Die zweihundert Jahre sind um«, sagte der Inspektor ernst. »Und

seit kurzem werden in unserem Dorf zwei junge Mädchen vermißt. Normalerweise würde ich das nicht mit dieser Legende in Verbindung bringen, aber die Frist, die der Hexer setzte, ist abgelaufen, und da gibt mir das Verschwinden der beiden Mädchen natürlich zu denken.«

»Verständlich«, sagte ich.

»Wenn Sie also Urlaub bei di Meola machen, kann es nicht schaden, auf der Hut zu sein«, sagte der Inspektor. »Das gilt vor allem für Sie, Miß Bonney.«

»Ich danke Ihnen für die Warnung, Inspektor«, sagte meine Freundin.

»Ansonsten wünsche ich Ihnen einen erholsamen Aufenthalt in Barrywater. Mögen alle Gerüchte und Prophezeiungen falsch sein und sich dieser unselige Fluch niemals erfüllen.«

***

Die Sonne zeigte sich während des ganzen Tages nicht. Grau war der Himmel, und besonders düster schien er über der Teufelskapelle zu sein. Anscheinend braute sich dort ein Unheil von unvorstellbaren Ausmaßen zusammen.

Das Grau des Himmels schien sich langsam auf das alte Steingebäude herabzusenken, und wenn jemand in diesem Moment daran vorbeigegangen wäre, hätte er die Unruhe gespürt, die in der Kapelle herrschte.

Waren da nicht dumpfe Schläge zu hören? Und ein Stöhnen und Seufzen?

Und sickerte da nicht auch Blut durch die Steine? Genau an der Stelle, wo sich das Tor befand?

Leben, grauenerregendes, unseliges, gefährliches Leben war zurückgekehrt. Asmodis bot Jaggom und seiner Geliebten die Möglichkeit, seine Gunst wiederzugewinnen. Sie durften beweisen, daß sie wertvoller waren, als es damals den Eindruck erweckt hatte.

Schmachvoll war ihre Niederlage gewesen, aber die Menschen hatten nicht völlig über sie triumphiert. Und nun sollten Zachary Jaggom und Vanessa Drake die einstige Niederlage in einen glanzvollen Sieg umwandeln.

Dunkelrotes Blut tropfte über die grauen, kantigen Steine, doch es war nur wenige Minuten zu sehen, dann verschwand es, und durch die Mauer drang kein Geräusch mehr.

Dafür passierte aber etwas anderes.

Risse bildeten sich in der Mauer, die zweihundert Jahre überdauert hatte, ohne den geringsten Schaden aufzuweisen. Risse, die immer tiefer wurden. Eine unsichtbare Kraft wirkte auf das Gestein ein und sprengte es auseinander. Der erste Stein fiel heraus, ein zweiter folgte. Es wurden mehr, und schließlich stürzte die gesamte Mauer, die das Tor der Teufelskapelle verschlossen hatte, in sich zusammen.

War das Hexenpaar noch gefangen?
Eingemauert war es jedenfalls nicht mehr…

***

Kevin Crawford lehnte an der nackten, kalten Zellenwand und verfluchte sich. »Ich hätte nicht auf dich hören sollen«, knurrte er. »Du immer mit deinen großartigen Ideen.«

»Es hat doch zweimal geklappt?« verteidigte sich Fred Mahoney. »Konnte ich wissen, daß dieser Typ 'ne Kanone spazierenfährt und das Mädchen 'ne Karatemeisterin ist? Wir hatten Pech, das kann vorkommen. Aber das ist für mich kein Grund, den Kopf hängenzulassen.«

»Ach, wirklich? Wir kriegen bestimmt drei Jahre. Drei Jahre werden wir gesiebte Luft atmen. Warum sind wir nicht beim Klauen geblieben?«

»Das brachte uns doch nichts ein«, sagte Mahoney. »Hast du schon vergessen, wie du von diesem Hund gebissen wurdest? Ich dachte, das würdest du nicht überleben, als der Köter sich auf dich stürzte. Und was blieb bei diesen Streifzügen hängen? Der Erlös war zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel.«

»Dann hätten wir uns eben auf Einbrüche verlegen sollen. Straßenraub bringt ja auch nichts ein. Höchstens drei Jahre Knast.«

»Meine Güte, kannst du jammern. Noch sind wir nicht verurteilt.«

Jammern nannte es Mahoney, Crawford sah es anders. Er stellte lediglich eine Tatsache fest.

»Pech kann doch jeder mal haben«, sagte Mahoney und strich sich über das gewellte Haar. »Wir werden sehen, daß das nicht so bleibt. Was hältst du davon?«

Kevin Crawford schaute seinen Komplizen verdrossen an. »Bitte verschone mich mit weiteren Geistesblitzen, ja?«

Fred Mahoney setzte sich grinsend neben den Freund. »Sag mal, hast du wirklich die Absicht, hierzubleiben, bis man dich dem Richter vorführt?«

»Habe ich eine andere Möglichkeit?«

»Klar hast du die. Was hältst du davon, wenn wir uns überlegen würden, wie wir hier wieder rauskommen?«

»Wenn ich eine Schmeißfliege wäre, ging's ganz leicht«, sagte Kevin Crawford und blickte zum vergitterten Fenster. Verflucht, er haßte vergitterte Fenster. Das hatte ihm Fred eingebrockt, deshalb hatte er allen Grund, auf ihn sauer zu sein. Und auf sich selbst war er es auch, weil er sich von seinem Freund immer wieder zu Dingen überreden ließ, die er eigentlich gar nicht tun wollte.

Er schaute Mahoney von der Seite an. »Ausbrechen, he? Einfach so?«

»Warum nicht? Damit rechnen die hier bestimmt nicht. So etwas hat

es in Barrywater noch nie gegeben. Die fangen einen Gesetzesbrecher, stecken ihn ins Loch, und damit hat sich's. Und nun zeigen wir ihnen, daß es Kerle gibt, die sich damit nicht einfach abfinden, verstehst du?«

Kevin Crawford schüttelte den Kopf. »Weißt du, was du großartig kannst? Dummes Zeug labern.«

»Kevin, ich sage dir, wir können es schaffen«, sagte Fred Mahoney eindringlich.

»Und wie stellst du dir unseren Ausbruch vor? Sollen wir die Gitterstäbe durchbeißen? So feste Zähne habe ich nicht.«

»Es wird deinem guten alten Freund Fred Mahoney etwas einfallen. Laß mich nur machen. Hab Vertrauen zu mir. Ich bin voller guter Ideen.«

»Ja, das ist mir schon aufgefallen. Ohne deine prächtigen Geistesblitze würde ich nicht hier sitzen.«

»Wir kommen raus, verlaß dich drauf!« brummte Mahoney und schloß die Augen, um besser nachdenken zu können.

***

Was sagte man dazu? Tom di Meola hatte uns in ein verfluchtes Dorf eingeladen. Irgendwie behagte mir das nicht.

Nicht, daß ich eine Auseinandersetzung mit dem Bösen gescheut hätte. Nein, das war es nicht. Was mich störte, war der Umstand, daß der Maler nicht offener in seinem Brief gewesen war. Hatte er befürchtet, wir könnten seine Einladung nicht annehmen, wenn wir wußten, was für ein Problem er hatte?

Wir setzten die Fahrt, die Fred Mahoney und Kevin Crawford unterbrochen hatten, fort.

Die Straße wand sich zwischen einigen Häusern durch, und wenig später sahen wir das große alte Herrenhaus, unser Ziel. Düster wie eine Trutzburg sah es aus.

Es hatte hohe, schmale Fenster, hinter denen die Vergangenheit gefangen zu sein schien. Mächtige alte Bäume umgaben es, und gleich dahinter begann der dichte, finstere Wald.

Das also war das Domizil des Malers.

Hier würden wir unseren »Urlaub« verbringen. Ich war gespannt, was sich daraus entwickelte.

Als ich den Wagen anhielt, öffnete sich das Tor und ein kräftiger Mann Anfang 40 erschien. Er hatte einen graumelierten Bart und schütteres Haar.

Das war nicht Tom di Meola. Es war sein Verwalter Timothy Parks. Er hieß uns im Namen des Malers herzlich willkommen.

Unser Gepäck bestand aus zwei ledernen Reisetaschen. Parks ließ es sich nicht nehmen, sie zu tragen.

»Ich darf vorausgehen«, sagte er und schritt die Stufen hinauf.

Wir folgten ihm, und ich sah an einem der Fenster zwei junge hübsche Mädchengesichter. In der dämmrigen Halle des Herrenhauses fragte ich den Verwalter nach den beiden Mädchen.

»Das sind meine Töchter Esther und Claudine. Sie sind beide im selben Jahr geboren, sind beide zwanzig. Esther ist um elf Monate älter als ihre Schwester. Die Mädchen machen mir sehr viel Freude.«

»Ich hoffe, wir werden sie kennenlernen«, sagte ich.

»Oh, ich stelle sie Ihnen sehr gern vor«, sagte Parks mit dem Stolz des Vaters.

»Ist Mr. di Meola zu Hause?« fragte Vicky.

»Er ist in seinem Atelier. Ich werde ihm Bescheid sagen, daß Sie eingetroffen sind. Er erwartet Sie beide schon mit großer Ungeduld.«

Das kann ich mir nach dem, was ich in der Polizeistation erfahren habe, sehr gut vorstellen, dachte ich.

»Ich bringe erst mal Ihr Gepäck nach oben«, sagte der Verwalter. »Das Zimmer zeige ich Ihnen später.«

»Glauben Sie, es macht Mr. di Meola etwas aus, wenn wir ihn in seinem Atelier aufsuchen?« fragte Vicky.

»Aber durchaus nicht. Wenn Sie möchten, bringe ich Sie sofort zu ihm.«

Über eine breite Treppe, an wertvollen Gobelins vorbei, die ausnahmslos Jagdszenen darstellten, gelangten wir in das Obergeschoß, das noch düsterer war als die Halle.

Dieses alte Haus schien von einem Mann gebaut worden zu sein, der das Licht haßte. Und die schweren Gardinen trugen auch nicht gerade dazu bei, daß das Tageslicht den schummrigen Flur erhellen konnte.

Ein Vampir hätte sich in diesem Haus wohlfühlen müssen. Er hätte nie zu befürchten gehabt, daß ihn mal ein Sonnenstrahl traf, denn hier konnte sich keiner herein verirren.

Timothy Parks führte uns über eine schmale Treppe noch einen Stock höher. Er klopfte an eine weißlackierte Tür, öffnete diese und trat vor uns ein.

»Mr. di Meola«, sagte er. »Miß Bonney und Mr. Ballard sind soeben eingetroffen.«

»Tatsächlich? Ich habe den Wagen nicht kommen hören«, sagte der Maler und wandte sich von der Staffelei ab.

Er sah trotz seines bekleckerten Malerkittels sehr gut aus, war blond, hatte dichtes, zurückgekämmtes Haar und ein offenes, ehrliches Gesicht. Man mußte ihn mögen.

»Miß Bonney! Mr. Ballard!« Seine Herzlichkeit war nicht gespielt. »Was für eine Freude, Sie zu sehen.«

Er wischte sich die Hände an einem Fetzen ab, den er anschließend in der Kitteltasche verschwinden ließ, und kam auf uns zu.

Er reichte Vicky beide Hände. Dann mir.

Der Verwalter zog sich mit unseren Reisetaschen zurück.
»Ich hatte Sie etwas früher erwartet«, sagte Tom di Meola.
»Wir fuhren kurz nach Mittag von Paddington ab«, sagte Vicky.
Der Maler blickte auf seine Uhr. »Dann war es eine sehr lange Fahrt.«
»Eine Fahrt mit Unterbrechungen«, sagte ich und erzählte von unserem Erlebnis.
Der Maler blickte mich betroffen an. »Himmel, das ist ja entsetzlich.«
»Die Kerle gehörten zum Glück nicht gerade zur ersten Garnitur der Straßenräuber«, bemerkte ich schmunzelnd. »Deshalb wurden wir verhältnismäßig leicht mit ihnen fertig.«
Di Meola atmete erleichtert auf. Er schüttelte den Kopf. »Dieses arbeitsscheue Gesindel wird immer dreister. Finden Sie nicht?«
»Sie werden bekommen, was ihnen zusteht«, sagte ich und zuckte mit den Schultern.
Das Atelier war wohl der einzige helle Raum. Ein Beweis dafür, daß di Meola kein gefährlicher Blutsauger war. Hier hätte er nicht existieren können.
Ich schaute mich um. Der Maler bemerkte meinen interessierten Blick und fühlte sich geschmeichelt. Er zeigte uns seine neuesten Werke, und mir fiel auf, daß sich di Meolas Stil, Technik und Aussagekraft merklich verändert hatte.
Die Bilder waren irgendwie düsterer geworden, bedrückender. Als hätte der Maler sie während einer depressiven Phase geschaffen.
Zuletzt sahen wir uns das Gemälde an, an dem di Meola zur Zeit arbeitete. Es war von der Aussage her das beklemmendste von allen. Ich erinnerte mich an die früheren Werke des Meisters. Sie hatten mich vor allem deshalb angesprochen, weil sie einen fast aufdringlichen Optimismus versprühten. Davon war hier nichts mehr zu erkennen.
Die Bilder verrieten mir, wie sich di Meola fühlte: Nicht sehr gut. Der Künstler hatte Angst, und seit meinem Besuch in der Polizeistation wußte ich auch, wovor.
Merkte das auch Vicky Bonney? Ich warf ihr einen kurzen Blick zu und glaubte zu erkennen, daß sie so dachte wie ich.
Der Maler zog den Kittel aus, warf ihn über einen Stuhl und zog ein Sportjackett mit Lederflicken an den Ellenbogen an.
»Wir müssen unbedingt einen Begrüßungsdrink nehmen«, sagte er lächelnd, aber so heiter, wie er tat, war ihm nicht zumute.
Ich wartete ab. Vielleicht würde er die Katze selbst aus dem Sack lassen. Wenn nicht, würde ich ihn direkt auf das, was mir Inspektor Andrews erzählte, ansprechen.
Er führte uns in den großen Salon, der mit wertvollen antiken Möbeln eingerichtet war, und pries einen zwölf Jahre alten Scotch an, als hätte er ihn selbst destilliert. Wir waren mit dem Angebot

einverstanden.

Tom di Meola füllte drei Gläser, und dann setzten wir uns an den offenen Kamin, in dem dicke Buchenscheite krachend brannten. Das Feuer gab eine angenehme Wärme.

Di Meola hob sein Glas, nickte zuerst Vicky und dann mir zu und sagte: »Es freut mich aufrichtig, daß Sie meiner spontanen Einladung gefolgt sind. Ehrlich gesagt, so ganz sicher war ich nicht, daß Sie kommen würden. Schließlich haben Sie beide sehr viel zu tun.«

Ich lächelte. »Eben deshalb muß man ab und zu ein paar Tage Erholung in die Hektik einstreuen, damit die Sache nicht in Streß ausartet.«

»Das ist eine sehr vernünftige Einstellung, Mr. Ballard«, lobte der Maler, aber ich war eigentlich nicht an seinem Lob, sondern an der Wahrheit interessiert. Wann würde er endlich damit herausrücken?

Ich nippte von meinem Drink und mußte zugeben, daß di Meola den Scotch mit Recht gelobt hatte. Der edle Saft schmeckte tatsächlich hervorragend.

Das schien mir der Maler anzumerken, denn er fragte: »Gut?«

Ich rollte die Augen und schnalzte mit der Zunge. »Sehr gut. Woher haben Sie den?«

»Ich beziehe ihn von einer kleinen Brennerei direkt aus Schottland. Wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen gern die Adresse.«

Ich wollte, und di Meola erhob sich, verließ kurz den Salon und brachte mir eine Geschäftskarte der Brennerei.

»Vielen Dank«, sagte ich und steckte die Karte ein.

Der Maler war mit seinem Drink sehr schnell fertig, holte die Flasche und goß sich noch einmal ein. Auch damit bewies er Vicky und mir, daß er Probleme hatte. Herrgott noch mal, warum redete er nicht endlich von sich aus mit uns darüber? Das war doch der wahre Grund, weshalb er uns in sein Haus geholt hatte. Er wollte uns nicht nur wiedersehen. Er brauchte anscheinend Hilfe.

Da er nach dem dritten Glas immer noch keine Anstalten machte, uns zu sagen, was ihn bedrückte, entschloß ich mich, ihm helfend unter die Arme zu greifen.

»Wir waren überrascht, als wir Ihre Einladung bekamen«, sagte ich.

Er lachte gepreßt. »Hoffentlich angenehm überrascht?«

»Das auf jeden Fall. Ich erinnere mich noch genau an unsere erste Begegnung. Wir haben uns auf Anhieb verstanden.«

»Ja, das klappt nicht bei jedem. Ich fand Miß Bonney und Sie sofort sympathisch.«

»Und Sie hatten Vertrauen zu uns«, sagte ich.

»Das auch.«

»Und weil Sie damals Vertrauen zu uns hatten, und weil Sie erfuhren, welchen Job ich habe, sind Vicky und ich heute hier, ist das richtig,

Mr. di Meola?«

Er wich meiner Frage geschickt aus, indem er sagte: »Ach, bitte, nennen Sie beide mich Tom, ja? Einfach Tom. Es würde mir gefallen, wenn wir Freunde würden.«

»Ich hätte nichts dagegen einzuwenden, Tom«, fuhr ich fort. »Aber wäre unter Freunden nicht mehr Aufrichtigkeit angebracht?«

Er schaute mich an, als hätte ich ihm eine Ohrfeige gegeben. »Wie darf ich das verstehen, Tony?«

»Sie haben ein Problem«, sagte ich ihm jetzt auf den Kopf zu.

Seine Augen wurden groß. »Woher wissen Sie…?«

»Man braucht sich nur Ihre Bilder anzusehen. Oh, sie sind großartig wie alle Ihre Werke, aber ihnen fehlt der spürbare Optimismus früherer Werke.«

»Sie scheinen ein sehr guter Beobachter zu sein, Tony.«

»Das gehört mit zu meinem Beruf«, sagte ich. »Aber vielleicht hätten mich Ihre Bilder nicht so schnell darauf gebracht, daß Sie Schwierigkeiten haben. Die depressive Note Ihrer Werke hätte auch eine neue Masche von Ihnen sein können. Inspektor Andrews erzählte uns keine besonders erfreuliche Geschichte.«

Tom di Meola atmete tief durch. Er senkte den Blick. Bevor er uns endlich sagte, was ihn bedrückte, mußte er noch einmal zur Flasche greifen. Ich fragte mich, wie oft er das in den letzten Tagen und Wochen wohl getan hatte, bevor er sich dazu überwand, Vicky Bonney und mir diesen Brief zu schreiben.

»Ich hatte nicht die Absicht, unaufrichtig zu sein«, sagte der Maler. Langsam hob er den Blick und schaute abwechselnd Vicky und mich an. »Ich fand es unpassend, gleich in meinem Schreiben die Angst zu schildern, die mir im Nacken sitzt. Ich dachte, es wäre besser, Ihnen erst davon zu erzählen, wenn Sie hier sind. Und selbst da wollte ich nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen. Ich wollte es Ihnen langsam beibringen. Schonend, gewissermaßen.«

»Uns brauchen Sie nicht zu schonen«, sagte ich. »Wir sind einiges gewöhnt.«

»Ja, das hätte mir eigentlich klar sein müssen«, sagte der Maler unglücklich. »Und nun sieht es so aus, als wäre ich Ihnen gegenüber nicht ganz ehrlich. Vielleicht haben Sie von mir sogar den Eindruck, ich wäre kalt und berechnend und ich hätte Sie nur eingeladen, weil ich Ihre Unterstützung brauche. Aber so ist es nicht, das schwöre ich.«

Ich glaubte ihm. »Was hätten Sie getan, wenn wir abgesagt hätten?« wollte ich wissen.

Er hob die Schultern. »Dann hätte ich einen zweiten Brief geschrieben, in dem ich Ihnen meinen Notstand offen dargelegt hätte. Zachary Jaggom und seine Geliebte trieben hier vor zweihundert Jahren ihr Unwesen, wie Sie von Inspektor Andrews wahrscheinlich

erfahren haben. Einer meinen Ahnen hieß Tyron Haggerty. Auch mein Vater war ein Haggerty. Di Meola ist der Mädchenname meiner Mutter. Sie stammte aus Lateinamerika. Dort lernte mein Vater sie auch kennen. Ich wählte ihren Namen, weil er einen exotischen Klang hat. Als Maler muß man auch auf solche Dinge achten. Wir lebten lange in den Vereinigten Staaten, aber mein Vater konnte dort nie richtig Fuß fassen, und so kehrte er mit seiner Familie schließlich wieder nach England zurück. Aber er ließ sich nicht wieder in Barrywater nieder. Er kaufte in London ein Haus. Als sich meine ersten beruflichen Erfolge einstellten, lebten meine Eltern nicht mehr, und in mir wurde der Drang immer stärker, nach Barrywater zu gehen. Als ich genug Geld hatte, verkaufte ich unser Haus in London und quartierte mich hier ein. Dieses alte Herrenhaus gefiel mir, weil es einen sichtbaren Kontrast zu meinem Wesen darstellt. Ich veränderte so gut wie nichts. Nur im Atelier ließ ich größere Fenster einbauen, um bei der Arbeit das Licht zu haben, das ich brauche. Mr. Parks erzählte mir im Laufe der Zeit sehr viel über dieses Haus, und mir fiel auf, daß er nie über die zugemauerte Kapelle sprach, die zu meinem Anwesen gehört. Es dauerte lange, bis ich ihn soweit hatte, und was ich dann zu hören bekam, machte mir - ich gebe es ehrlich zu - Angst. Jaggoms Geist sagte damals, er und seine grausame Geliebte würden wiederkommen. Ich bin ein Haggerty. Ist da nicht zu befürchten, daß sich Zachary Jaggom und Vanessa Drake vor allem an mir rächen wollen?«

»Sie haben recht«, mußte ich zugeben. »Es ist durchaus denkbar, daß Sie für das grausame Paar zur Zielscheibe werden.«

»Natürlich könnte ich fortgehen, aber das will ich nicht. Ich möchte nicht weglaufen. Außerdem hänge ich an diesem Haus. Im Laufe der Jahre ist mir alles vertraut geworden, ans Herz gewachsen.« Tom di Meola schüttelte den Kopf. »Nein, fortlaufen ist keine Lösung. Ich möchte hierbleiben und kämpfen, wenn es sein muß. Aber mir war von Anfang an klar, daß ich gegen Zachary Jaggom und Vanessa Drake allein keine Chance habe, und als ich mir meine Situation so durch den Kopf gehen ließ, fiel mir auf einmal Ihr Name ein, Tony.« Der Maler richtete seinen Blick zum Fenster. »Sie werden aus dem Totenreich zurückkehren. Vielleicht sind sie bereits da. Ich habe nicht den Mut, nachzusehen.«

»Ist das Tor der Teufelskapelle noch zugemauert?« fragte Vicky.

»Selbstverständlich«, sagte Tom di Meola. »Niemandem würde es einfallen, die Mauer niederzureißen. Aber ist eine solche Mauer ein Hindernis für Jaggom und seine Geliebte?«

»Wahrscheinlich nein«, sagte Vicky.

»Sie werden nicht in der Teufelskapelle bleiben«, sagte der Maler mit belegter Stimme. »Sie werden herauskommen. Angeblich sind aus

Barrywater bereits zwei junge Mädchen verschwunden.«
Ich nickte. »Auch das hat uns Inspektor Andrews erzählt.«
»Der Hexer und die Hexe können sich die Mädchen geholt haben. Sie brachten vor zweihundert Jahren dem Teufel Menschenopfer. Es heißt, daß der Satan nicht selten ihr Gast war. Dann tranken sie das Blut der Getöteten… Schrecklich. Es waren zumeist junge schöne Mädchen, die sie dem Höllenfürsten opferten. Aber sie töteten auch Männer. Jeder, der es wagte, sich ihnen entgegenzustellen, verlor sein Leben. Es wäre entsetzlich, wenn das alles wieder von neuem beginnen würde. Glauben Sie, daß Sie es verhindern können?«
»Ich werde es versuchen«, antwortete ich.
Timothy Parks kam und stellte uns seine Töchter vor. Sie waren beide ausnehmend hübsch, einfach gekleidet und wirkten bescheiden. Sie führten den Haushalt gemeinsam.
Esther, die Ältere, war schwarzhaarig, Claudine brünett. Tom di Meola war mit ihnen sehr zufrieden. Er sagte das auch in ihrer Anwesenheit, und sie dankten ihm für das Lob mit einem kleinen Lächeln.
Mir fiel auf, daß dieses Lächeln nicht Esthers Augen erreichte. Mir kam vor, als würde dieses Mädchen von einer inneren Angst zerfressen, und ich fragte mich, ob sie mit mir vor allen darüber sprechen würde.
Wahrscheinlich hätte sie sich wie eine Schnecke in ihr Haus verkrochen und hätte mich nicht an sich herangelassen. Ein Gespräch unter vier Augen würde mehr bringen, sagte ich mir und beschloß, auf eine solche Gelegenheit zu warten.
Draußen begann es zu dämmern. Timothy Parks machte Licht und schickte seine Töchter in die Küche. Der Maler bot uns einen Rundgang durch das Haus an. Wir waren damit einverstanden.
Im Zuge dieses Rundgangs gelangten wir auch in die Küche, und dort begegneten wir Esther und Claudine Parks wieder.
Wieviel wußte Esther von mir? Hatte sie erfahren, daß ich es zu meinem Beruf gemacht hatte, Jagd auf Geister und Dämonen zu machen?
Ihr Blick bat mich um Hilfe, aber wir gingen vorerst weiter. Der Rundgang endete vor unserem Zimmer.
Tom di Meola meinte, wir würden uns bestimmt frischmachen wollen, und ließ uns allein. Zuvor sagte er uns noch, daß das Abendessen in einer halben Stunde serviert würde. Wir versprachen, pünktlich zu sein.
Sobald wir allein waren, fragte mich meine Freundin: »Was sagst du zu all dem?«
»Es ist wichtig, daß wir hier sind.«
»Und was sagst du zu Esther Parks?«

Ich musterte Vicky überrascht.
»Ist dir die Angst im Gesicht dieses Mädchens nicht aufgefallen?« fragte Vicky.
»Doch. Mich wundert nur, daß du sie auch bemerkt hast.«
»Na hör mal, ich habe doch Augen im Kopf«, sagte Vicky.
»Und hübsche obendrein«, sagte ich, schloß meine Arme um sie und küßte sie. »Darf ich dich kurz allein lassen?«
»Was hast du vor?«
»Ich möchte mit Esther unter vier Augen reden. Dann wird sie mir vielleicht verraten, wovor sie sich so sehr fürchtet. Ich meine, es ist klar, daß sie vor Jaggom und seiner Geliebten Angst hat, aber vielleicht hat sie einen triftigen Grund dafür.«
»Geh nur. Ich packe inzwischen unsere Sachen aus.«
Ich verließ unser Zimmer, das von einem antiken Baldachinbett beherrscht wurde, und begab mich in die Küche.
Ich hatte Glück. Esther war allein. Als ich eintrat, fuhr sie herum und zog die Luft scharf ein. Sie klammerte sich an das Spülbecken und starrte mich mit entsetzten Augen an.
»Jesus, haben Sie mich erschreckt«, stieß sie mit zitternder Stimme hervor, als sie mich erkannte.
»Tut mir leid«, erwiderte ich. »Das war nicht meine Absicht, Miß Parks.«
»Schon gut.«
»Wo ist Ihre Schwester?«
»Sie deckt den Tisch.«
»Wunderbar, dann sind wir also allein und ungestört.«
»Haben Sie irgendeinen Wunsch?« fragte mich das schwarzhaarige Mädchen.
»Ich möchte mich mit Ihnen unterhalten.«
»Worüber?«
»Möchten Sie das Thema bestimmen?«
Auf dem Herd standen Töpfe und Pfannen. Es brutzelte und dampfte. Die Gerüche, die die Küche erfüllten, ließen mir das Wasser im Mund zusammenlaufen. Esther hatte auf einmal sehr viel zu tun. Ich wußte warum. Sie brachte nun doch nicht den Mut auf, mir von ihrer Angst zu erzählen. »Vorhin hatte ich den Eindruck, daß Sie mir etwas sagen wollten«, versuchte ich es ihr leichter zu machen. »Habe ich mich geirrt, Miß Parks?«
Sie schaute mich nicht an, war weiterhin sehr beschäftigt. »Sie haben einen sehr ausgefallenen Beruf, nicht wahr? Als ich davon zum erstenmal hörte, dachte ich, Mr. di Meola würde mich auf den Arm nehmen. Mittlerweile denke ich aber über viele Dinge anders.«
»Sie sagen sich, wenn es Hexer und Hexen gibt, muß es auch Leute geben, die sie bekämpfen.«

Esther nickte. »So ungefähr.« Endlich schaute sie mich wieder an. Weißer Dampf stieg zwischen uns hoch. »Wissen Sie wirklich, wie man Jaggom und seiner Geliebten zuleibe rücken kann, Mr. Ballard?«

»Sagen wir, ich besitze Waffen, mit denen ich sie vernichten kann«, antwortete ich.

Esther schluckte. »Nachts, wenn ich im Bett liege, suchen mich die grauenvollsten Visionen heim. Ich werde den Verdacht nicht los, daß Zachary Jaggom und Vanessa Drake dafür sorgen. Sie nehmen Einfluß auf mich. Es gibt keinen Menschen, der die Teufelskapelle von innen gesehen hat. Seit zweihundert Jahren ist das Tor zugemauert, und niemand wäre so verrückt, auch nur einen einzigen Stein aus der Mauer zu entfernen. Dennoch weiß ich, wie es dort drinnen aussieht. *Sie* haben es mir gezeigt.«

Esther beschrieb mir, wie es in der Teufelskapelle aussah. Leider konnte ich im Moment nicht nachprüfen, ob das stimmte. Vielleicht hatte sich Esther ein eigenes Bild von der Kapelle gemacht und glaubte, die Hexe und der Hexer hätten es ihr vermittelt.

»Sie haben irgend etwas Schreckliches mit mir vor, Mr. Ballard«, sagte Esther leise. »Sie wollen dem Teufel wieder ein Opfer bringen, und dieses Opfer soll ich sein. Wenn Sie mir nicht helfen, werde ich nicht mehr lange leben, das fühle ich. Es wird für mich von Tag zu Tag zur quälenderen Gewißheit. Wissen Sie, wie es an den Nerven zerrt, damit leben zu müssen?«

»Haben Sie mit Ihrer Schwester darüber gesprochen? Oder mit Ihrem Vater?«

»Ich habe es versucht, aber sie denken, ich würde mir etwas einbilden.«

»Sie denken so, obwohl sie die Geschichte von Zachary Jaggom und Vanessa Drake kennen?«

»Mein Vater ist der Ansicht, daß mir nichts zustoßen kann, solange es ihn gibt. Er ist ein großartiger Vater. Der beste, den ich mir wünschen kann, aber in diesem Punkt überschätzt er sich. Jaggom und seine Geliebte sind hinterhältig und gemein. Sie haben es in der Vergangenheit immer wieder verstanden, die Menschen zu täuschen, und das haben sie mit Sicherheit noch nicht verlernt. Im Gegenteil, mich würde es nicht wundern, wenn die beiden noch gefährlicher geworden wären.«

»Beruhigt es Sie, wenn auch ich Ihnen verspreche, auf Sie aufzupassen, Miß Parks?« fragte ich.

»Ich… ich glaube ja.«

Ich fragte sie nach ihrem Zimmer. Es lag nicht weit von unserem entfernt.

»Die Nächte hier sind besonders schlimm«, gestand mir das Mädchen. »Denn da bin ich mit meiner Angst allein, und manchmal kommt es

mir so vor, als wollten mich die Hexe und der Hexer in den Wahnsinn treiben.«

»Ich werde heute nacht nicht zu Bett gehen. Wir werden sehen, was passiert.«

Ergriffen schaute mich das Mädchen an. »Danke.«

»Keine Ursache«, sagte ich, verließ die Küche und kehrte zu Vicky zurück. Ich war entschlossen, alles in meiner Macht Stehende zu tun, um dieses Mädchen vor Schaden zu bewahren, und ich war neugierig, was meine erste Nacht in diesem düsteren, unheimlichen Herrenhaus bringen würde.

Eine Begegnung mit Vanessa Drake und Zachary Jaggom vielleicht? Nun, ich würde den beiden nicht aus dem Weg gehen, sondern alles daransetzen, um sie für immer zur Hölle zu schicken.

***

Sie bekamen ihr Essen.

»Schmeckt ja abscheulich, der Fraß«, sagte Fred Mahoney.

»Du kannst ja fasten, wenn dir das lieber ist«, erwiderte der Beamte, der ihnen das Essen gebracht hatte.

»Speiübel kann einem davon werden.«

»Niemand zwingt dich, es zu dir zu nehmen. Du kannst es auch zurückschicken.«

»Und was kriege ich dann?« fragte Mahoney.

»Nichts.«

»Nichts ist nicht viel.«

»Das ist mehr, als dir zusteht!« brummte der Beamte nun schon ein wenig ungehalten. »Das haben wir schon gern. Ein Leben lang nichts leisten, aber große Ansprüche stellen.«

»Klar. Wir sind eben Herren,«

»Halt's Maul und iß, Fred«, sagte Kevin Crawford ärgerlich.

»He, du kannst mir doch nicht in den Rücken fallen!« begehrte Mahoney auf. Er wies auf den Beamten. »Darüber freut der sich doch maßlos.«

Crawford zog unwillig die Augenbrauen zusammen. Manchmal ging ihm sein Freund und Komplize ganz schön auf den Geist. Endlich hielt Fred Mahoney den Mund. Er aß alles auf und redete erst wieder, als er mit Crawford allein war.

»Das war 'ne Vorstellung, was?«

»Das Essen war doch nicht schlecht.«

»War es auch nicht«, gab Mahoney zu.

Crawford schaute ihn irritiert an. »Warum hast du dann so viel gemeckert? Wolltest du den Mann ärgern?«

»Taktik«, sagte Mahoney. Er lachte. »Ich sehe, du verstehst mal wieder gar nichts. Aber dein Freund Fred Mahoney hat eine

Bombenidee. Was heißt eine? Gleich zwei Superideen hat er. Junge, du wärst arm dran ohne mich.«

»Darüber kann man streiten.«

»Menschenskind, du kannst doch nicht immer noch sauer auf mich sein, weil wir heute Pech hatten. Schiefgehen kann immer mal was, das läßt sich nicht vermeiden. Wenn du ohne Risiko leben willst, mußt du Briefträger werden, und selbst der wird von allen Hunden seines Bezirks gehetzt… Paß auf, ich habe vorgebaut. In einer Stunde oder so wird mir von dem Essen furchtbar schlecht werden. Der Knabe wird wiederkommen, und wenn er sich meiner annimmt, schlägst du ihn nieder, und wir türmen. Oder ist es dir lieber, wenn du den Kranken mimst und ich dem Weihnachtsmann eins überziehe? Du kannst es dir aussuchen.«

»Ich kotze, du schlägst zu«, sagte Kevin Crawford.

»Ist mir recht.«

»Wenn's schiefgeht, kriegst du mehr Fett als ich«, sagte Crawford grinsend.

»Ich wüßte wirklich nicht, was dabei schiefgehen sollte. Du kannst mich beim Wort nehmen. Die Gastfreundschaft der Bullen nehmen wir beide nicht mehr lange in Anspruch.«

»Dein Optimismus ist schon fast widerlich.«

»Hör mal, was würde denn aus mir werden, wenn nicht einmal ich selbst an mich glaubte.«

»Du sprachst von zwei guten Ideen«, erinnerte Kevin Crawford den Freund, obwohl er die zweite eigentlich gar nicht hören wollte.

Fred Mahoney wippte mit den Augenbrauen. »Das ist erst der ganz große Hammer. Ich frage mich, wieso ich eigentlich nicht schon früher darauf gekommen bin. Egal. Hauptsache, jetzt hat es gezündet. Wir werden bald stinkreich sein. Mit einem Geldschein wirst du dir deine Zigarren anzünden.«

»Hast du vor, die Kronjuwelen zu stehlen? Das haben schon andere Kerle versucht und nicht geschafft. Weißt du, wie die gesichert sind?«

»Ich pfeife auf die Kronjuwelen. Ich sprech von einem Schatz, der direkt vor unserer Nase liegt. Wir brauchen nur zuzugreifen, und schon geht ein Goldregen auf uns nieder.«

Kevin Crawford verdrehte die Augen und seufzte: »Jetzt ist er ganz durchgedreht.«

Mahoney lachte. »Ist er nicht. Er weiß nur seinen Verstand zu gebrauchen. Also spitz mal schön deine Lauscher und hör deinem Freund andächtig zu. Du kannst von Glück reden, daß du mich hast.«

»Na schön, ich will mal auf deinen Irrsinn einsteigen. Wem möchtest du denn so viel Moos wegnehmen?«

»Jemandem, der es uns nicht übelnehmen wird, daß wir ihn bestehlen.«

»Gibt es denn außer dir noch einen Verrückten in dieser Gegend?«

Mahoney verschränkte die Arme vor der Brust, lächelte weise und sagte eine Weile gar nichts. Er wollte damit die Neugier des Freundes wecken, und das gelang ihm auch.

»Ich hasse es, wenn du von irgend etwas anfängst zu reden und dann nicht weitersprichst«, sagte Crawford.

Mahoney rückte näher. »Sobald wir draußen sind, besorgen wir uns eine Brechstange und vielleicht auch noch eine Spitzhacke.«

»Okay. Und was machen wir mit dem Werkzeug?«

»Na was wohl. Wir gehen geradewegs zum Goldschatz!«

»Interessant. Und wo ist der?«

»In der Teufelskapelle«, sagte Fred Mahoney, und sein Freund wurde blaß.

»Ich wußte es. Verdammt, ich wußte, daß du nicht dicht bist!« stieß er erschrocken hervor.

»Junge, du glaubst doch nicht etwa den Blödsinn, den sich die Leute hier erzählen. Man muß ganz schön morsch in der Rübe sein, um diesen Quatsch zu glauben. Ich sage dir, kein Wort von dem, was du über diese Kapelle gehört hast, ist wahr. Okay, es hat mal einen Irren namens Zachary Jaggom gegeben, und der hatte 'ne Braut, mit der er verrückte Sachen anstellte. Sie haben ihn umgelegt, und die Lady auch. Soweit stimmt die Story. Aber was sonst noch gefaselt wird, kannst du vergessen. Die beiden kommen doch nicht wieder. So etwas hat noch keiner geschafft.«

»Und der Schatz?« fragte Crawford.

»Ich bin mir sicher, daß Jaggom und seine Geliebte in der Teufelskapelle eine Menge Gold angehäuft haben.«

»Ach, sieh mal an, *das* glaubst du.«

»Klar. Sieh mal, die beiden hatten 'ne Macke. Sie brachten dem Teufel Menschenopfer dar, und sie statteten die Kapelle mit allem erdenklichen Prunk aus, damit sich der Satan bei ihnen wohlfühlte. Natürlich kam der Typ nie wirklich zu ihnen. Wahrscheinlich sahen sie ihn nur in ihrem Irrsinn. Das Gold aber, Kevin… Das Gold ist noch da. Niemandem wäre es damals, als sie die beiden kirre machten, in den Sinn gekommen, das Gold an sich zu nehmen, denn es konnte ja vom Bösen verseucht sein. Ach, wie schrecklich. Die Dummheit dieser Menschen macht uns nun zu reichen Leuten. Kevin, du wirst Arme wie ein Affe kriegen, so viel Gold wirst du fortzuschleppen haben. Jetzt kriegst du den Mund nicht mehr zu, was?«

Crawford war wie viele Menschen. Er hatte Angst vor Dingen, die er nicht begreifen konnte. Aber die Sache mit dem Schatz konnte stimmen. Es konnte sich wirklich ein Haufen Gold in der Teufelskapelle befinden, aber würde er den Mut aufbringen, es sich zu holen?

Seine erste Reaktion war: »Ohne mich.«

Aber Fred Mahoney kannte ihn gut genug, um zu wissen, daß er es schaffen konnte, ihn zu überreden. Kevin hatte schon viele Dinge getan, bei denen er zuvor gesagt hatte: »Ohne mich.«

Mahoney war hartnäckig. Oft gab Crawford nach, um endlich seine Ruhe zu haben, denn Fred Mahoney bohrte stets so lange, bis er sein Ziel erreicht hatte.

Diesmal war es nicht anders.

Eine Stunde bearbeitete er den Freund, und schließlich sagte Kevin Crawford, er würde mitmachen. Er sagte es und hoffte, daß es ihnen nicht gelang, zu fliehen.

»Ich wußte, daß ich mit dir rechnen kann«, sagte Mahoney grinsend.

Crawford seufzte. »Du bist mein Untergang, ein Nagel zu meinem Sarg!«

Mahoney lachte. »Junge, wer denkt denn jetzt schon an Sterben? Jetzt wird erst mal gelebt, und zwar in Saus und Braus. Die mageren Jahre sind vorbei. Jetzt kommen die fetten.« Er schlug dem Freund auf die Schulter. »So, und nun fang an zu kotzen. Na los! Finger in den Hals! Hol den Fraß hoch und placier ihn hier mitten auf den Boden.«

Kevin Crawford reizte sich mit dem Finger. Er würgte. Die Tränen traten ihm in die Augen, und dann kam das Abendessen wieder.

»Verdammte Sauerei!« rief Fred Mahoney laut. »Ich hab's gewußt. Das Essen war schlecht. Ihr habt uns vergiftet. He, ihr da draußen, mein Freund übergibt sich. Mann, ist das ein Duft. Da wird mir auch gleich schlecht.«

Es kam genauso, wie es Fred Mahoney vorhergesehen hatte. Der Beamte betrat die Zelle, sah die Bescherung und war einen Augenblick ratlos. Diesen Moment nützte Mahoney. Er bildete hinter dem Mann mit beiden Händen eine Riesenfaust und schlug damit zu. Wie vom Blitz getroffen brach der Polizist zusammen.

Mahoney strahlte den Freund an. »Na, habe ich dir nicht gesagt, daß es klappen wird? Und die andere Sache wird auch hinhauen.«

***

Die Flucht gelang. Niemand bemerkte es. In der Eile trieben die beiden nur ein Brecheisen auf, doch Mahoney meinte, das wäre nicht weiter schlimm.

In einem weiten Bogen liefen sie um das Dorf. Als die Teufelskapelle vor ihnen auftauchte, beschlich Kevin Crawford ein mulmiges Gefühl, aber nun konnte er nicht mehr kneifen. Wer A gesagt hat…

Sie schlichen um das alte Bauwerk herum. Wie ein feindseliger Dorn stach der Glockenturm in den Himmel.

Die Verbrecher erreichten die Vorderfront des Gebäudes. Kevin Crawford verlangsamte den Schritt.

»Irgend etwas nicht in Ordnung?« fragte Fred Mahoney.
»Vielleicht sollten wir doch lieber die Finger davon lassen. Man sagt, an jedem Gerücht hängt ein Körnchen Wahrheit.«
»Richtig. Die Wahrheit ist das Gold, das dort drinnen abholbereit liegt.«
»Vielleicht ist da gar kein Gold drinnen.«
»Wir werden es in Kürze wissen. Erst tragen wir die Mauer ab, dann brechen wir das Tor auf.«
Sie gingen weiter. Plötzlich stoppte Crawford unvermittelt. »Die Idee scheint vor uns schon jemand anders gehabt zu haben«, sagte er und wies auf die eingestürzte Mauer.
Fred Mahoney fluchte und eilte zum Kapellentor. Er begann wieder zu hoffen, als er feststellte, daß das Tor noch geschlossen und keine Spur einer Gewaltanwendung zu entdecken war.
»Da hat es zwar jemand versucht, aber den scheint während der Arbeit der Mut verlassen zu haben. Ich bin sicher, es ist noch alles da. Gib das Eisen her.«
Widerstrebend reichte ihm Crawford das Brecheisen. Unerschrocken setzte es Mahoney an. Er stemmte den linken Fuß gegen die Mauer und zog am Eisen.
»Mann, ist das Holz massiv. Das ist noch echte Wertarbeit von früher. Bei den heutigen Türen brauchst du nur mal kräftig zu niesen, und auf sind sie. Komm, faß mit an.«
Crawford wollte nicht. Er wäre viel lieber verduftet. Der unheimliche Schrei eines Käuzchens schien ihn zu warnen.
»Nun mach schon. Sei nicht so lahmarschig!« drängte ihn Mahoney, und so griff er ebenfalls nach der Brechstange, und mit vereinten Kräften schafften sie es, das Tor der Teufelskapelle aufzubrechen.
Ächzend und knarrend schwang es zur Seite.
Mahoney griente. »Wie in 'nem klassischen Gruselfilm, was? Da fehlt aber auch wirklich gar nichts. Finstere Nacht. Der unheimliche Schrei eines Vogels. Das Knarren des Tors, 'ne Teufelskapelle. Wenn du davon keine Gänsehaut kriegst, mußt du so abgebrüht sein wie ich. Laß uns hineingehen. Ich will das viele schöne Gold sehen.«
Eiseskälte kroch über Crawfords Rücken. Er starrte gespannt in die Dunkelheit.
»Da drinnen siehst du die Hand nicht vor den Augen«, sagte er.
Mahoney betrat die Teufelskapelle als erster. Kevin Crawford folgte ihm. Sein Blutdruck stieg. Ihm wurde heiß, obwohl es in der Kapelle empfindlich kalt war.
»Ich komme mir vor wie in einer Tiefkühltruhe«, ächzte Crawford. »Diese Kälte ist doch nicht normal.«
»Quatsch, du denkst an die unheimlichen Geschichten. Verscheuche diese dummen Gedanken. Freue dich auf den Reichtum, der dich

erwartet.«

Ihre Augen gewöhnten sich allmählich an die Dunkelheit. Sie tappten nicht mehr wie Blinde durch die Kapelle.

Vor ihnen stand der Altar in der Finsternis. Kevin Crawford blickte sich suchend um. Er hielt nach dem Gold Ausschau, von dem sein Freund so viel erzählt hatte.

»Wo ist denn nun das viele Gold, der irre Reichtum, hm?« fragte er. Er konnte seine Enttäuschung kaum noch unterdrücken. Wieder einmal war er auf das Geschwafel dieses Blödmanns hereingefallen. Aber das war nun wirklich das letzte Mal gewesen. Noch einmal sollte ihn Mahoney nicht drankriegen.

»Es muß Gold hier sein!« sagte Mahoney überzeugt.

»An den Wänden hängt nichts, das wirst du inzwischen ebenfalls gemerkt haben.«

»Na schön, dann eben hinter dem Altar. Oder darin. Bist du zu bequem, um nachzusehen?«

Kevin Crawford sog die Luft prüfend ein. »Riechst du das?«

»Was denn? Du weißt, daß mein Richkolben die meiste Zeit verlegt ist. Wenn du mir die Augen verbindest, kann ich einen Hering nicht von Chanel Nr. 5 unterscheiden. Was riechst du denn?«

»Ich weiß es nicht. Es riecht irgendwie eigenartig.«

»Wundert dich das? Hier ist zweihundert Jahre lang nicht gelüftet worden.«

»Modergeruch… Fäulnis… Verwesung…«

»Komm schon, nicht nach so langer Zeit. Du bildest dir ein, die Hexe und ihren Freund zu riechen, aber das kann nicht sein. Vielleicht fand eine Ratte hier rein und nicht mehr raus.«

»Mittlerweile suchen uns die Bullen«, sagte Crawford.

Mahoney lachte verhalten. »Aber mit Sicherheit nicht hier. Auf die Idee, wir könnten in der Teufelskapelle sein, kommen die nie.«

»Ich bin dafür, daß wir verduften.«

»Ohne das Gold? Hast du 'ne Meise?« empörte sich Mahoney.

»Begreifst du nicht, daß du dich geirrt hast? Du findest in meinem Mund mehr Gold als in dieser Kapelle. Laß uns gehen, Fred. Ich fühle mich hier drinnen nicht wohl.«

Fred Mahoney war nicht dazu zu bewegen, die Teufelskapelle zu verlassen. Selbst als sein Komplize drohte, allein zu gehen, gab er nicht nach, und so wollte ihm Kevin Crawford beweisen, daß es ihm mit seiner Drohung ernst war.

Er wandte sich dem Tor zu.

Ein leises Flappern geisterte durch die Kapelle. Crawford konnte nichts sehen, aber er war sicher, daß sich die erste Fledermaus in die unheimliche Kapelle verirrt hatte.

Verrückt war das, eine Kapelle ohne Fenster zu bauen.

Crawford machte den ersten Schritt. Da war ihm, als sehe er in der Dunkelheit zwei Gestalten.

Er blieb stehen und quetschte Mahoneys Vornamen durch die Zähne.

»Ich dachte, du wolltest gehen«, spöttelte der Freund. »Soll ich dich an der Hand hinausführen? Findest du den Weg nicht allein, oder hast du Angst?«

»Laß den Blödsinn, Fred! Wir sind nicht allein hier!«

Crawford zog sich zurück. Im Krebsgang ging er an Mahoney vorbei. Vor dem Altar verließ ihn der Mut für einen weiteren Schritt. Ihm war auf einmal, als würde er nachtsichtig werden. Er vermochte die Dunkelheit mit den Augen plötzlich besser zu durchdringen. So etwas hatte er noch nicht erlebt. Wieso konnte er auf einmal besser sehen? Er nahm nicht mehr nur die Umrisse seines Freundes wahr, sondern Einzelheiten, und ihm fiel auf, daß die Wände der Teufelskapelle völlig kahl waren.

Von wegen Gold! dachte er ärgerlich. Fred ist ein Idiot, und ich bin ein noch viel größerer, weil ich mich von ihm immer wieder überreden lasse.

Er hielt die Luft an. Dieser üble Geruch hatte sich verstärkt. Roch es Fred immer noch nicht?

Seine Nase muß zugelötet sein, sagte sich Kevin Crawford. Aber ist er auch blind? Sieht er die beiden Gestalten immer noch nicht?

Crawford schluckte trocken, als ihm bewußt wurde, daß die Gestalten schwarze Kutten mit hochgeschlagenen Kapuzen trugen.

War es möglich, daß er Vanessa Drake und Zachary Jaggom sah? Aber die waren doch damals ermordet worden!

Aber die unheimlichen Kuttengestalten waren kein Trugbild. Sie kamen näher! Endlich erblickte auch Fred sie.

»He, wer seid ihr denn?« fragte er. »Hattet ihr zufällig dieselbe Idee wie wir? Habt ihr die Mauer niedergerissen? Euer Pech, daß wir die Kapelle zuerst betreten haben. Also verschwindet!«

Stumm kamen die Gestalten näher. Fred Mahoney kniff die Augen zusammen, um noch besser zu sehen.

»Sagt mal, was soll denn die Maskerade?« fragte er.

Was meint er denn damit? fragte sich Kevin Crawford, denn er konnte noch nicht sehen, was sein Freund wahrnahm.

Die beiden Gestalten sahen grauenerregend aus. Sie waren mumifiziert, völlig eingetrocknet. Dennoch ließ sich erkennen, wer der Mann und wer die Frau war.

Mumien!

Zachary Jaggom und Vanessa Drake hatten die Jahrhunderte als Mumien überlebt. Asmodis hatte sie nicht aufgegeben. Er erhielt sie am Leben, damit sie Rache nehmen konnten an den Nachkommen jener, die sie getötet hatten.

Als auch Kevin Crawford die eingetrockneten Fratzen erkannte, übersprang sein Herz einen Schlag. Seine Augen weiteten sich in panischem Schrecken, und er biß sich in die Faust, um die furchtbare Angst, die ihn überfiel wie ein reißendes Tier, nicht laut herauszuschreien.

»Was sagst du nun, Fred?« stöhnte er.

»Laß dich nicht kopfscheu machen, Kevin. Die sind aus demselben Grund hier wie wir.«

»Begreifst du denn immer noch nicht? Sag mal, wie dämlich bist du eigentlich? Das sind Vanessa Drake und Zachary Jaggom.«

»Du spinnst.«

»Sieh sie dir doch an, verdammt noch mal!«

Mahoney begab sich zu seinem Freund. Die beiden Mumien blieben nicht stehen. Unaufhörlich kamen sie näher.

Crawford überlegte, wo sich die Eisenstange befinden konnte. Hatten sie sie beim Tor liegengelassen? Sie hätte jetzt eine brauchbare Waffe abgegeben.

Sein Herz schlug bis in den Hals hinauf.

Er dachte nur noch an Flucht. Mit diesen grauenerregenden Mumien zu kämpfen kam für ihn nicht in Frage.

»Ich hau' ab!« stieß er aufgewühlt hervor.

Ob Fred Mahoney mitkam oder nicht, interessierte ihn nicht. In diesem Moment war sich jeder selbst der Nächste. Außerdem hatte ihnen Fred diesen Schlamassel eingebrockt, also sollte er selbst sehen, wie er da wieder herauskam.

Er stürmte los.

Bisher hatten sich die Mumien langsam bewegt, doch nun zeigten sie, daß sie auch verdammt schnell sein konnten.

Vanessa Drake bewegte sich zur Seite und schnitt Crawford den Weg ab. Jetzt war er doch gezwungen zu kämpfen. Aber er wollte es so kurz wie möglich machen.

Er versetzte der Hexe einen Stoß, in den er sehr viel Kraft legte. Eigentlich hätte sie mindestens zwei Meter zurücktorkeln müssen, doch sie rührte sich nicht von der Stelle.

Ihre knöcherne Faust traf Kevin Crawford schmerzhaft. Er stöhnte auf und konnte sich nicht auf den Beinen halten.

Ächzend streckte er die Hände aus. Er suchte Halt und wollte ihn an der Kutte finden.

Seine Finger krallten sich in den Stoff. Die Kutte löste sich von Vanessas Schultern und fiel zu Boden. Als Crawford sah, was zum Vorschein kam, verlor er vor Angst fast den Verstand. Wahnsinn war das. Entsetzlich sah die Hexe aus. Klapperdürr war sie. Eine häßliche pergamentene Haut spannte sich über ihre Knochen.

Angewidert ließ Crawford die Kutte los.

Die Hexe attackierte ihn erneut. Wieder traf ihn ein kräftiger Faustschlag. Er sah einen Sternenregen. In seinem Kopf schien etwas zu explodieren.

Benommen sackte er zur Seite, und aus den Augenwinkeln nahm er wahr, wie sich Vanessa Drake über ihn beugte. Er glaubte, ein gieriges Fauchen zu hören, rollte auf dem Boden weg von diesem mumifizierten, mordlüsternen Ungeheuer.

Panik schüttelte ihn.

Und das Grauen schnürte ihm hart die Kehle zu. In seinem ganzen Leben hatte er noch nie so viel Angst gehabt.

Und an allem war nur Fred Mahoney schuld.

Er mit seinen großartigen Einfällen, die nichts wert waren!

Verfluchter Mist!

Noch einmal drehte sich Kevin Crawford. Damit entfernte er sich noch weiter von der Hexe. Er hoffte, es schaffen zu können, sprang auf und hetzte gleich wieder los.

Da passierte etwas, das er nun schon gar nicht mehr begreifen konnte. Soeben war Vanessa Drake noch hinter ihm gewesen. Plötzlich tauchte sie vor ihm auf.

Sie verschwand an der einen Stelle und erschien an der anderen. Wie sollte er ihr da noch entkommen?

Vanessa Drake verlor die Geduld. Sie wollte endlich das Leben dieses Mannes haben. Sie brauchte es, um zu regenerieren. Crawfords Blut, seine Energie würden sie wieder so machen, wie sie früher einmal ausgesehen hatte.

Sie hob die spindeldürren Arme und warf sich dem Verbrecher entgegen. Ihr knöcherner Körper prallte gegen ihn. Abermals landete er auf dem Boden.

Diesmal fiel Vanessa mit ihm, und sie sorgte dafür, daß Kevin keine Chance hatte…

Auch Fred Mahoney sollte sterben. Sein Blut und seine Lebenskraft brauchte Zachary Jaggom, und es bestand kein Zweifel, daß der Hexer beides bekommen würde. Aber noch glaubte Mahoney, seine Haut retten zu können.

Er wuchtete sich dem Hexer entgegen. Die Mumienfaust sauste auf ihn zu und wollte ihn niederstrecken, doch Mahoney tauchte darunter weg und prallte mit der Schulter gegen Jaggom.

Er stemmte den Hexer hoch, drehte sich mit ihm, rannte zwei, drei Schritte und schleuderte ihn gegen die Wand.

Wie Zachary Jaggom zu Boden fiel, sah er sich nicht an. Es war ihm wichtiger, aus der Teufelskapelle zu entkommen, obwohl es fraglich war, ob er draußen gerettet war.

Wenn der schreckliche Hexer ihm folgte - was dann?

Er sah Kevin Crawford mit der Hexe kämpfen, und es blieb ihm keine

Zeit, zu bedauern, den Freund überredet zu haben, ihn hierher zu begleiten.

Es war wirklich die dümmste Idee seines Lebens gewesen. Sollte sie ihm zum Verhängnis werden?

Starr war sein Blick auf das offene Kapellentor gerichtet. Es stellte für ihn zumindest die erste Stufe der Rettung dar. Hier drinnen war es zu eng, und er konnte sich nirgendwo verstecken.

Draußen war das etwas anderes. Und das Haus des Malers war nicht weit. Dort konnte er Hilfe bekommen. Er wollte lieber wieder eingesperrt werden, als dieser grauenerregenden Mumie zum Opfer zu fallen. Aber Zachary Jaggom ließ ihn nicht entkommen. Was Fred Mahoney auch unternahm, es hatte im Grunde genommen keinen Sinn, denn er konnte dem Hexer niemals überlegen sein.

Jaggom sprang auf. Doch nicht nur das. Die Mumie hob vom Boden ab und sauste hinter Mahoney her. Ein Schlag traf den Rücken des Fliehenden.

Mahoneys Schrei flog durch die Teufelskapelle. Als er auf dem Boden aufschlug, vernahm er das Todesröcheln seines Freundes und wußte, daß es ihm ebenso ergehen würde.

Verloren! schrie es in ihm. Du bist rettungslos verloren!

Er drehte sich auf den Rücken. Die Mumie des Hexers stand über ihm, und er glaubte, eine satanische Gier in den Augen des Unholds leuchten zu sehen.

Zachary Jaggom warf sich auf ihn. Er spürte einen wahnsinnigen Schmerz an der Kehle - und dann nichts mehr…

Als der Hexer und seine Geliebte von ihren Opfern abließen, sahen sie wieder aus wie früher. Vanessa Drake war eine atemberaubende Schönheit mit langem schwarzen Haar, geschmeidigem Körper und vollen Brüsten.

Sie ging, um sich ihre Kutte zu holen, warf sie sich über die Schultern und wandte sich dann mit einem triumphierenden Lächeln ihrem Geliebten zu.

Die zweihundert Jahre waren für Jaggom und seine Geliebte wie im Fluge vergangen. Ihr Geist hatte sich in dieser Zeit nicht immer in der Enge der Teufelskapelle aufgehalten.

Er war auch oft auf Wanderschaft gewesen, und sie hatten viel von dem erfahren, was sich in den Dimensionen des Grauens ereignete. Sie wußten von Plänen der schwarzen Macht, und es war ihnen sogar zu Ohren gekommen, daß Atax, die Seele des Teufels, Verbündete suchte.

Atax hatte die Absicht, sich zu einer Art schwarzem Gott zu machen, und Jaggom und seine Geliebte hatten den Entschluß gefaßt, ihm ihre Unterstützung anzubieten.

Sie konnten sicher sein, daß er sie nicht ablehnen würde. Doch zuerst wollten sie ihre Rache genießen. Das hatten sie geschworen, und

diesen grausamen Schwur wollten sie halten.
Erst wenn ihr Rachedurst gestillt war, wollten sie mit Atax Kontakt aufnehmen. Wo er sich zur Zeit aufhielt, war ihnen bekannt. Ein neues Leben hatte für Vanessa Drake und Zachary Jaggom begonnen, und eine große Zukunft wartete auf sie.
Ihre Namen würden in den Dimensionen des Bösen bald einen sehr guten Klang haben, und sie würden ihre Aktivitäten nicht mehr nur auf Barrywater beschränken. Bald würde man sie überall zu fürchten haben.
Es kam darauf an, wo Atax sie einsetzen würde.
Es gab nur eines, das sie ein wenig bedenklich stimmte: Was würde Asmodis zu einem zu starken Atax sagen? Würde er in ihm einen Feind sehen?
In diesem Fall wären auch Atax' Verbündete Asmodis' Feinde gewesen, und das wäre ihnen nicht recht gewesen. Wenn die Entwicklung darauf hinauslief, würden sie sich von Atax rechtzeitig trennen, denn es kam für sie auf gar keinen Fall in Frage, sich gegen den Höllenfürsten zu stellen.
Doch soweit waren sie noch nicht.
Jetzt, kam erst einmal ihre Rache…

***

Ich war müde. Der Schlaf wollte mich übermannen, doch ich ließ mich von ihm nicht unterkriegen.
Der Verwalter hatte mir eine Stablampe geliehen. Ich wußte nicht, ob ich sie brauchen würde, hatte Timothy Parks sicherheitshalber darum gebeten, und nun stand sie vor mir auf dem Fensterbrett.
Vicky schlief. Ich hörte ihre tiefen, regelmäßigen Atemzüge, die auf mich sehr beruhigend, aber auch einschläfernd wirkten.
Ich wandte den Kopf und betrachtete meine Freundin. Wir waren schon sehr lange zusammen, und ich hatte immer noch nicht genug von ihr, würde nie genug haben.
Wenn ich ehrlich zu mir selbst war, mußte ich mir eingestehen, daß ich mir ein Leben ohne dieses hübsche Mädchen gar nicht mehr vorstellen konnte.
Vicky Bonney, das war ein Teil von mir. Der schönste Teil von mir.
Gott, was hatten wir nicht schon alles zusammen erlebt und durchgestanden. Durch viele Höllen waren wir miteinander gegangen. So etwas schweißt zwei Menschen zusammen. Es war mehr als Liebe, was ich für dieses Mädchen empfand.
Ich schaute wieder aus dem Fenster.
Morgen würde ich mir von Tom di Meola die Teufelskapelle zeigen lassen. Wo sie sich befand, hatte er mir gesagt. Ich überlegte, ob wir uns Einlaß verschaffen sollten.

Man muß den Stier bei den Hörnern packen, sagte ich mir.
Da alles Übel von dieser Kapelle ausgehen würde, sollten wir dagegen rechtzeitig etwas unternehmen.
Ich spielte natürlich auch mit dem Gedanken, Mr. Silver herzuholen. Da der Urlaub zum Job geworden war, gehörte der Ex-Dämon nach Möglichkeit an meine Seite.
Ich würde sehen, wie sich die Sache entwickelte, und dann meine Entscheidung treffen.
Vicky Bonney drehte sich um. Das Bett ächzte leise. Nachtwachen sind nicht gerade das, was ich besonders schätze, doch da die finsteren Mächte sich in der Dunkelheit gefährlicher entfalten, mußte ich sehr oft auf den Schlaf verzichten.
Vicky hatte mir angeboten, mit mir zu wachen, doch damit war ich nicht einverstanden. Sie brauchte mir nicht Gesellschaft zu leisten. Wenn ich schon gezwungen war, mir die Nacht um die Ohren zu schlagen, sollte sie es nicht auch noch tun.
Während dieser stillen Stunden, die dahinrannen wie zäher Honig, dachte ich sehr viel an das Gespräch mit Esther Parks.
War ihre Angst berechtigt?
Hatten Vanessa Drake und Zachary Jaggom sie als Opfer ausgewählt? Wann würden sie sich das Mädchen holen? Wieviele Nächte sollte Esther noch von diesen furchtbaren Ängsten gepeinigt werden?
Ich hoffte, dem Mädchen helfen zu können.
Draußen schrie ein Käuzchen so laut, daß der unheimliche Ruf durch das geschlossene Fenster drang. Ich saß auf einem unbequemen Holzstuhl. Ich hatte mich absichtlich dafür entschieden. Es gab auch einen tiefen, weichen Sessel, den ich ans Fenster hätte schieben können, aber darin hätte mich bestimmt der Schlaf übermannt. Das war auf diesem Stuhl nicht zu befürchten.
Ich erhob mich vorsichtig, um Vickys Schlaf nicht zu stören. Das alte Gebäude war voller unheimlicher Geräusche.
Der Maler hörte sie nicht mehr, er war sie gewöhnt, doch mir waren sie fremd, und einige alarmierten mich sogar.
Das Herrenhaus sah nicht nur wie ein Spukhaus aus. Seine Geräusche wirkten auf mich, als würde es in den großen Räumen und dunklen Gängen geistern.
Die Nacht draußen wirkte friedlich. Es schienen keinerlei gefährliche Umtriebe zu befürchten zu sein. Dennoch war ich bemüht, meine Aufmerksamkeit wachzuhalten.
Andernfalls hätte ich mich gleich neben meine Freundin in das breite Himmelbett legen können.
Plötzlich war mir, als hörte ich ein leises Rufen.
Sofort blühte mein Mißtrauen auf. Noch war ich nicht ganz sicher, aber ich glaubte, Stimmen gehört zu haben.

Stimmen in der Nacht! Geisterstimmen?

Ich griff sofort nach dem Fensterriegel und drehte ihn. Ich ließ mir damit Zeit, um kein Geräusch zu verursachen. Lautlos öffnete ich das Fenster, und nun war das Rufen deutlicher zu hören. Ich hatte mich also nicht geirrt.

War es die Stimme einer Frau, die ich hörte? Oder die eines Mannes? Es war nicht zu erkennen. Möglicherweise riefen auch ein Mann und eine Frau gleichzeitig.

Ein Mann und eine Frau!

Meine Kopfhaut spannte sich.

*Zachary Jaggom und Vanessa Drake?*

Angestrengt konzentrierte ich mich auf die Stimmen, denn ich wollte wissen, was sie riefen. Und dann hatte ich das Gefühl, als würden mir dicke Eiskörner über den Rücken rieseln.

Die Hexe und der Hexer riefen Esther Parks!

Und Esther folgte ihrem Ruf!

***

Ich hörte, wie sich eine Tür öffnete. Das war nun nicht eines von den üblichen Geräuschen im Haus. Sehr leise war es nur zu hören, aber ich habe gute Ohren.

Vanessa Drake und ihr Geliebter schienen zu wissen, daß sich das Mädchen auf dem Weg zu ihnen befand, denn sie riefen kein weiteres Mal.

Aber diese Suppe wollte ich dem Hexenpaar gründlich versalzen. Nicht Esther Parks sollte aus dem Haus kommen, sondern ich.

Blitzschnell griff ich nach der Stablampe und huschte durch das Zimmer. Vicky drehte sich soeben wieder um, als ich die Tür vorsichtig aufzog und auf den Flur hinaustrat. Mir verschlug es den Atem. Ich sah Esther, die sich wie in Trance bewegte. Barfuß war sie, und sie trug nur ein hauchdünnes Nachthemd, durch das ihr makelloser Körper schimmerte.

Sie wußte nicht, was sie tat. Die Hexe und der Hexer mußten eine Verbindung zu ihr hergestellt und ihr Denken ausgeschaltet haben. Auf telepathischem Wege schien das Mädchen einen Befehl erhalten zu haben, und sie wäre in ihr Verderben gelaufen, wenn ich nicht aufgepaßt hätte. Es hatte sich gelohnt, wachzubleiben.

Esther Parks hatte den Auftrag, sich aus dem Haus zu schleichen. Niemand sollte es bemerken. Pech für Zachary Jaggom und seine Geliebte, daß es mir nicht verborgen blieb.

Esther erreichte die Treppe und stieg die Stufen hinunter. Wie ein Gespenst sah sie aus. Keiner ihrer Schritte war zu hören.

Ich eilte ihr nach und holte sie am unteren Treppenende ein. »Esther!« sagte ich gepreßt, griff nach ihr und hielt sie zurück, doch

sie riß sich los und wollte weitergehen.

Sie mußte dem Ruf des Bösen gehorchen, doch damit war ich nicht einverstanden. Ich packte härter zu und sprach sie etwas lauter an, jedoch nicht so laut, daß es außer uns beiden irgend jemand im Haus hörte. Sie wehrte sich.

Der Befehl wirkte auf sie wie ein Magnet auf Eisen. Er zog sie an, und sie wollte unbedingt gehorchen. Daß es ihr sicherer Tod gewesen wäre, wenn sie Jaggom und seiner Geliebten in die Hände gefallen wäre, wußte sie nicht.

Sie wußte überhaupt nichts… Wie eine Schlange wand sie sich. Unbedingt versuchte sie freizukommen. Es widerstrebte mir, sie zu ohrfeigen, aber ich mußte es tun, damit sie zu sich kam.

Klatsch! Die erste Ohrfeige warf ihren Kopf nach links.

Klatsch! Die zweite Ohrfeige rückte ihr den Kopf wieder gerade.

Ihre Lider flatterten kurz, und dann hörte sie auf, sich zu wehren.

»Mr. Ballard!« Verdattert schaute sie mich an.

Ich ließ sie los. Sie kam sich im Nachthemd halb nackt vor und schämte sich. Verwirrt blickte sie sich um.

»Wie komme ich hierher?« fragte sie.

»Geistern Sie zum erstenmal im Schlaf durch das Haus?« fragte ich zurück. Von den unheimlichen Rufen, die sie hinauslocken sollten, sprach ich nicht. Ich wollte sie nicht noch mehr aus der Fassung bringen.

»Ich bin keine Schlafwandlerin.«

»Haben Sie eine andere Erklärung für Ihr Hiersein?« fragte ich. Mir war klar, daß sie keine hatte, dann Jaggom und die Hexe hatten ihr Bewußtsein ausgeschaltet. Sicher warteten die beiden jetzt schon ungeduldig auf das Mädchen.

Ich mußte mich beeilen.

»Wohin wollte ich gehen?« fragte das Mädchen.

»Keine Ahnung. Ich weiß nur, wohin Sie jetzt gehen werden: in Ihr Zimmer. Gehen Sie zu Bett und versuchen Sie weiterzuschlafen. Wie Sie sehen, bin ich auf der Hut. Sie brauchen keine Angst zu haben.«

Der Blick des Mädchens verfinsterte sich. »Ich habe wieder geträumt, Mr. Ballard. Die Teufelskapelle war in meinem Traum nicht mehr zugemauert, und etwas Grauenvolles spielte sich darin ab. Was, das kann ich nicht sagen, aber es scheint in meinem Traum sehr viel Blut geflossen zu sein. Und danach verließen Vanessa Drake und Zachary Jaggom die Kapelle, in ihre schwarzen Kutten gehüllt. Sie kamen hierher, und sie riefen meinen Namen. Mein Gott, Mr. Ballard, sie riefen mich.«

»Es war nur ein Traum«, versuchte ich das Mädchen zu beruhigen.

Aber sie starrte mich mit furchtgeweiteten Augen an. »Sie riefen mich, und ich bin ihrem Ruf gefolgt. Deshalb befinde ich mich jetzt

hier in der Halle. Wenn Sie es nicht gemerkt hätten, wäre ich verloren gewesen!«

»Unsinn, Miß Parks…«

»Sie sind irgendwo dort draußen und warten auf mich«, sagte das Mädchen heiser. »Sie sind nicht mehr gefangen. Irgend jemand muß sie freigelassen haben.«

Ich fragte mich, ob das überhaupt nötig war. Konnten sich Jaggom und seine Geliebte nicht jederzeit selbst befreien? Soviel ich von Timothy Parks wußte, hatte man es versäumt, beim Zumauern des Tors dem Mörtel Weihwasser beizumengen. Auch mit Bannsprüchen hatte man die Mauer nicht gesichert.

Folglich konnten Höllenkräfte sie jederzeit zum Einsturz bringen. Und ein verschlossenes Tor aufzusprengen kostete Zachary Jaggom und Vanessa Drake bestimmt nicht viel Mühe.

War Esthers Traum Wirklichkeit gewesen? Wessen Blut war dann in der Teufelskapelle geflossen?

Ich mußte nachsehen! Esther schickte ich auf ihr Zimmer. Ich sagte ihr, daß sie sich wirklich keine Sorgen machen müsse, ich hätte alles unter Kontrolle.

Es fiel ihr nicht leicht, mir zu glauben, aber sie kehrte um, und ich eilte durch die große Halle und trat wenig später in die kalte Nacht hinaus.

Die Stablampe nahm ich in die Linke, den Colt Diamondback in die Rechte. Noch hatte ich die Lampe nicht eingeschaltet. Wir hatten fast Vollmond. Er hellte die Nacht soweit auf, daß ich ohne den Lichtstrahl meiner Lampe auskam.

Ich wollte nicht, daß er mich verriet und die beiden unheimlichen Spukgestalten verscheuchte. Aber vielleicht wußten sie auch so, daß ich mich ihnen näherte.

Ich hatte keine Ahnung, wieviel man ihnen verheimlichen konnte.

Als ich unter Esthers Fenster anlangte, blickte ich nach oben. Ich sah die blasse Gestalt hinter dem Glas. Esther war nicht zu Bett gegangen. Sie hatte mir nicht geglaubt, daß sie nur im Schlaf durch das Haus gewandert war.

Sie glaubte zu wissen, daß mehr dahintersteckte. Deshalb beobachtete sie mich jetzt. Ich winkte ihr zu. Für sie sollte das heißen, daß alles in Ordnung war.

Aber war es das wirklich? Davon würde ich mich erst gründlich überzeugen müssen. Gespannt schaute ich mich um, und meine Nackenhärchen sträubten sich leicht, als ich in meiner Nähe ein raschelndes Geräusch vernahm. Da war ein hoher Busch, an dem kaum noch Blätter hingen.

Er hatte so viele dichte Zweige, daß man sich dahinter dennoch verstecken konnte. Meine Hand umschloß den Kolben des Revolvers

fester, als ich mich dem Busch näherte. Sollte ich angegriffen werden, würde ich den Stecher augenblicklich durchziehen. Mit schneller schlagendem Herzen erreichte ich den Busch und ging an ihm vorbei.

Deutlich spürte ich, wie sich meine Nervenstränge immer mehr strafften. Ich rechnete mit einer Attacke, glaubte sogar, daß es beide zugleich versuchen würden, doch ich irrte mich.

Nichts passierte. Niemand war da.

Es schien wirklich alles in Ordnung zu sein.

Ich drehte mich um und schaute wieder zu Esthers Fenster hinauf. Sie war nicht mehr zu sehen. Vielleicht hatte sie sich nun doch zu Bett begeben.

Und ich wollte mir nun die Teufelskapelle ansehen. Das war zwar nicht die günstigste Zeit dafür, aber ich fühlte mich im Zugzwang. Ich konnte nicht zu Vicky zurückkehren und so tun, als wäre alles in Butter.

Immerhin hatte ich Stimmen gehört, und dieser Sache mußte ich auf den Grund gehen.

Der Weg zur Teufelskapelle war schmal, holperig und von zum Teil dürr gewordenem Unkraut bewachsen. Auch hier gab es Büsche. Manchmal standen sie so eng beisammen, als wollten sie den Weg für sich beanspruchen und niemanden durchlassen.

Die Gefahr konnte überall lauern, deshalb ließ meine nervliche Anspannung nicht nach.

***

Urplötzlich ragte vor mir die alte, verwitterte Teufelskapelle auf. Ich blieb stehen. Mein Blick wanderte zum Glockenturm hinauf, den Dachrand entlang, über die Seitenfront wieder nach unten.

Hier also war Asmodis oft zu Gast gewesen. Hier waren ihm Menschen geopfert worden. Man hätte diese Stätte des Bösen schon längst entfernen sollen, aber anscheinend hatte niemand den Mut dazu gehabt.

Ich lauschte, vernahm aber nur die harmlosen Geräusche der Natur. Langsam ging ich weiter. Doch nach etwa zehn Schritten blieb ich abermals stehen, und mir wurde die Kehle eng.

Das Kapellentor war aufgebrochen! Die Steine lagen davor auf dem Boden, und das Tor selbst stand offen!

Esther Parks hatte einen Wahrtraum gehabt.

Folglich mußte auch stimmen, daß jemandes Blut in der Kapelle vergossen worden war. Ein Mensch mußte Zachary Jaggom und seiner Geliebten zum Opfer gefallen sein.

Jetzt knipste ich die Lampe an und ging bis zu dem Trümmerhaufen vor. Ich schickte den starken Lichtstrahl in die Kapelle des Grauens und rechnete damit, eine furchtbare Entdeckung zu machen.

Der Lichtfinger tastete an der Wand entlang. Nüchtern und kahl war sie, ganz schmucklos. Ich hatte schon Räume gesehen, in denen schwarze Messen zelebriert wurden. Sie waren mit schwarzem Pomp überladen gewesen. Hier gab es nichts. Nur den Altar, und ich konnte mir nur allzugut vorstellen, auf welche grauenvolle Weise die armen Opfer darauf ihr Leben verloren.

Der Altar sah aus wie ein Sarkophag. Er war nicht sehr hoch, und vor meinem geistigen Auge tauchte plötzlich eine schreckliche Vision auf.

Ich sah ein nacktes Mädchen auf dem Stein liegen.

Zwei Kuttengestalten befanden sich bei ihr. Die eine hielt einen Opferdolch in der Hand. Asmodis kam, und dann wurde ein grausiges Blutfest gefeiert.

Ich wischte mir mit dem Handrücken über die Augen, und das schreckliche Bild verschwand. Ich sah wieder die leere Teufelskapelle. Über die Steine erreichte ich das Tor. Ich wußte nicht, wozu meine Gegner fähig waren. Das erschwerte meine Lage. Ich hatte die Hexe und ihren Geliebten noch nicht einmal gesehen.

Würden sie sich zeigen, wenn ich *ihre* Kapelle betrat?

Ich scheute mich nicht, es zu tun, und mir fiel sofort auf, daß hier eine Kraft präsent war, die man nicht unterschätzen durfte. Unheimliche Geräusche flogen von überallher auf mich zu.

Ein seltsames Knistern tanzte über Wände und Decke. Auch über den Boden huschte es und schlug nach meinen Beinen. Das Böse reagierte auf meine unerwünschte Anwesenheit.

Unruhig suchte ich nach einem Ziel für meinen Colt Diamondback, doch es bot sich keines. Schritt um Schritt entfernte ich mich von dem Tor, und mir war, als hörte ich das Todesröcheln eines Menschen.

Kam es hinter dem Altar hervor? Ich eilte darauf zu, federte mit schußbereiter Waffe vor - und mußte erkennen, daß ich genarrt worden war. Die Hexe und ihr Geliebter spielten mit mir Katz und Maus.

Das behagte mir ganz und gar nicht. Und noch weniger gefiel mir, daß sie mich offenbar sehen konnten, während ich nicht wußte, wo sie steckten. Hatten sie nach zweihundert Jahren keinen Körper mehr? Waren sie nur noch unsichtbare Gespenster?

»Na schön!« knurrte ich verdrossen. »Ihr hattet euren Spaß, doch nun sollte die Angelegenheit ernst werden. Zeigt euch. Ich will euch sehen. Jaggom, wo steckst du? Bist du zu feige, mir gegenüberzutreten? Ihr seid zu zweit. Gehört so viel Mut dazu, mich anzugreifen? Mehr Mut, als ihr habt?«

Ich versuchte sie zu reizen, wollte sie aus der Reserve locken, doch sie ließen sich von mir zu nichts verleiten, was sie nicht tun wollten. Das Geschehen bestimmten sie! Sie nahmen Einfluß auf meinen Geist, wollten meine Gedanken verwirren, aber ich wehrte mich mit Erfolg

dagegen. Vielleicht gaben sie sich auch nicht genug Mühe.

Jedenfalls ließen sie nach kurzem wieder von mir ab und wirkten dafür auf das Kapellentor ein. Als es sich zu bewegen begann, war mir klar, daß ich das Zufallen nicht verhindern konnte.

Trotzdem jagte ich los, um das aussichtslose Wettrennen wenigstens zu versuchen. Ich hatte erst die Hälfte des Weges zurückgelegt, als das Tor mit einem dumpfen Knall zufiel.

Ich rannte weiter und versuchte das Tor zu öffnen. Vergeblich.

Da wußte ich, daß ich Vanessa Drake und Zachary Jaggom in die Falle gegangen war. Die beiden hatten mich ausgetrickst, ohne daß ich sie auch nur ein einziges Mal zu Gesicht bekommen hätte.

Ich saß fest.

Wer sollte jetzt Esther Parks beschützen?

***

Vicky Bonney schlief nicht so tief wie sonst. Wenn Tony nicht zu Bett ging, beunruhigte sie das immer, und es hatte lange gedauert, bis sie einschlief.

Und nun war sie ganz plötzlich wieder munter.

Sie setzte sich auf und sah zum Fenster. Der Stuhl, auf dem Tony gesessen hatte, als sie einschlief, war leer. »Tony?« fragte sie in die Dunkelheit.

Keine Antwort.

Vicky knipste die Nachttischlampe an und stellte fest, daß sie sich allein im Zimmer befand. Ohne Grund hatte Tony den Raum nicht verlassen. Irgend etwas mußte ihn fortgelockt haben. Für Vicky Bonney war es unmöglich, das Licht zu löschen und weiterzuschlafen. Sie konnte nicht so tun, als wäre alles in Ordnung.

Irgend etwas geschah. Vicky wollte wissen, was.

Sie verließ das Bett und zog sich in Rekordzeit Jeans und einen dicken Rollkragenpullover an. Vorsichtig öffnete sie die Tür und steckte den Kopf hinaus.

Ein schummriger Flur lag vor ihr. Eine Stille wie in einem Grab herrschte in dem alten Herrenhaus. Da Tony vor allem wegen Esther Parks aufgeblieben war, schlich die blonde Schriftstellerin zu deren Zimmer.

Sie lauschte an der Tür. Verschiedene Geräusche ließen sie annehmen, daß Esther nicht schlief. Sie klopfte ganz leise. Sollte Esther doch schlafen, würde sie davon nicht wach werden.

»Ja?« fragte drinnen das Mädchen sofort.

»Ich bin es: Vicky Bonney«, flüsterte die Schriftstellerin.

Esther forderte sie auf, einzutreten. Vicky öffnete die Tür und ließ ihren Blick durch das nett eingerichtete Zimmer schweifen. Tony war nicht hier. Soviel konnte Vicky auch ohne Licht sehen.

Esther schaltete das Licht erst jetzt an.

»Ich suche Tony«, sagte Vicky. »Wissen Sie zufällig, wo er ist?«

»Er hat das Haus verlassen.«

»Weshalb?«

Esther erzählte von ihrem Alptraum und daß sie ihr Zimmer verlassen hatte, ohne es zu wissen.

»Jaggom und seine Geliebte wollten mich aus dem Haus holen. Mr. Ballard sucht sie - glaube ich.«

»Versuchen Sie weiterzuschlafen«, sagte Vicky Bonney.

»Ich glaube, das kann ich nicht. Es ist nicht die erste Nacht, die ich durchwache. Hoffentlich kommt Mr. Ballard bald zurück. Wenn ihm meinetwegen etwas zustoßen würde - das wäre entsetzlich. Ich glaube, darüber würde ich nicht hinwegkommen.«

»Machen Sie sich um Mr. Ballard keine Sorgen«, sagte Vicky Bonney und versuchte ein optimistisches Lächeln. »Der weiß sich gut zu wehren.«

Die Schriftstellerin verließ das Zimmer des Mädchens. Unter der Tür blieb der Lichtbalken liegen. Esther Parks ließ das Licht brennen.

Auf dem dunklen Flur überlegte Vicky, was sie tun sollte. Natürlich hätte es Tony am liebsten gesehen, wenn sie sich in ihr Zimmer begeben und dort auf seine Rückkehr gewartet hätte.

Doch da war irgend etwas, das sie dazu verleitete, ebenfalls das Haus zu verlassen. In der Tasche ihrer Jeans steckte ihre vierläufige Derringer-Pistole, die mit geweihten Silberkugeln geladen war.

Vielleicht konnte Tony Unterstützung gebrauchen.

Doch noch zögerte die junge Schriftstellerin. Sie dachte an Inspektor Andrews' Warnung. Vor zweihundert Jahren hatten es Vanessa Drake und Zachary Jaggom auf junge hübsche Mädchen abgesehen gehabt, und es sah so aus, als würden sie auf diese Weise weitermachen.

Nun, Vicky Bonney war jung und sehr hübsch…

Aber sie war im Kampf mit Hexen und Dämonen nicht unerfahren, deshalb würde sie für Tony Ballard kein Klotz am Bein, sondern eine echte Hilfe sein.

Je länger sie überlegte, desto weniger kam es für sie in Frage, in ihr Zimmer zurückzugehen. Sie wandte sich der Treppe zu und schlich diese hinunter.

Sie trug weiche, flache Sportschuhe, die es ihr erlaubten, schnell und lautlos zu sein. Während die anderen schliefen - Esther Parks ausgenommen -, durcheilte Vicky die große Halle.

Und dann war sie draußen.

Die Kälte krallte sich in den Pullover und ließ sie frösteln. Welchen Weg mochte Tony eingeschlagen haben? Hatte er sich zur Teufelskapelle begeben?

Ohne viel zu überlegen, schlug sie diese Richtung ein.

Da war ihr plötzlich, als befände sich jemand hinter ihr. Wie von der Natter gebissen drehte sie sich um. Gleichzeitig griff sie zur Derringer-Pistole, doch die Zeit reichte nicht, die Waffe zu ziehen.

Etwas Schwarzes flatterte hoch. Ein Tuch… Ein Umhang… Eine Kutte!

Blitzartig schloß der Stoff sie ein, und einen Herzschlag später wußte sie nichts mehr.

***

Sie hatten mich gefangen, und das genügte ihnen anscheinend. Jedenfalls kümmerten sie sich nicht weiter um mich. Sie ließen mich in Ruhe, aber gerade das machte mich ungeheuer nervös, denn nun hatten sie freie Bahn.

Sie konnten sich Esther Parks holen, und vielleicht würden sie die günstige Gelegenheit nützen, um deren Schwester Claudine ebenfalls in ihre Gewalt zu bringen. Und Vicky Bonney! Wer hätte sie daran hindern können?

Ich versuchte das Tor aufzukriegen. Es war magisch versiegelt. Ich versuchte dieser schwarzen Magie zu Leibe zu rücken. Zuerst probierte ich es mit einem silbernen Wurfstern. Dann nahm ich den Dämonendiskus ab, und ich konnte nicht verstehen, daß ich selbst damit nichts auszurichten vermochte.

Aber dann kam ich auf die Lösung: Die Magie verschloß das Tor von außen, deshalb war es mir unmöglich, sie zu knacken.

Wutentbrannt wandte ich mich von dem Tor ab. Wieder ließ ich den Strahl meiner Lampe durch die Kapelle gleiten. Es gab keine Möglichkeit, hinauszukommen.

Ich rechnete damit, bis zum Morgen hier drinnen bleiben zu müssen. Dann würde mich Vicky vermissen, zur Kapelle kommen und die Magie von außen brechen, denn auch sie war im Besitz von magischen Wurfsternen.

Es hätte mir weniger ausgemacht, in der Teufelskapelle eingeschlossen zu sein, wenn ich mir nicht Sorgen um die Mädchen hätte machen müssen.

Eine Nacht war es hier drinnen ohne weiteres auszuhalten. Vor allem dann, wenn sich weiterhin niemand um mich kümmerte.

Aber würde das so bleiben? Mich durchlief ein kalter Schauer, als ich daran dachte, daß die Hexe und ihr Geliebter gewissermaßen einen heißen Draht zur Hölle hatten. Einen Draht zu Asmodis. Wenn der erfuhr, daß es ihnen gelungen war, Tony Ballard, einen der erbittertsten Feinde der Hölle, gefangen zu haben, tauchte er vielleicht auf, um sich meine Seele zu holen. Ich hielt den Dämonendiskus bereit.

Das Höllengefüge wäre gehörig durcheinandergeraten, wenn es mir

gelungen wäre, Asmodis zu vernichten. Ich konnte mir vorstellen, daß Atax ganz versessen darauf war, den frei gewordenen Platz einzunehmen. Aber er wäre nicht der einzige gewesen.

Asmodis' Ende hätte unvorstellbare Machtkämpfe ausgelöst.

Die größten und stärksten Dämonen hätten sich bis aufs schwarze Blut bekämpft. Sie wären noch zerstrittener gewesen, als sie es ohnedies schon waren.

So besehen mußte ich mir geradezu wünschen, daß der Teufel davon erfuhr, wen Jaggom und seine Geliebte gefangen hatten.

Ob es ihm zur Kenntnis gebracht wurde oder nicht, wußte ich nicht. Jedenfalls verging die Nacht - sie war eine meiner längsten -, ohne daß Asmodis sich blicken ließ.

Der Tag brach an. Ich sah es nicht, aber meine Uhr verriet es mir, und als der erste Sonnenstrahl das Tor traf, löste sich die magische Sperre.

Langsam, wie von Geisterhand bewegt, öffnete sich das Tor mit einem schaurigen Knarren. Die Sonne stach in das Dunkel der Teufelskapelle und lud mich ein, herauszukommen. Ich rannte der Sonne entgegen, und nichts hinderte mich daran, die Kapelle zu verlassen. Ich lief weiter. Die Sorge um die Mädchen beflügelte meine Schritte.

Atemlos betrat ich wenig später das Herrenhaus. Ich lief die Treppe hinauf und sah zuerst nach Esther. Sie war da, aber ich konnte nicht erleichtert aufatmen, denn das Mädchen sagte mir, daß Vicky Bonney kurz nach mir das Haus verlassen hatte und nicht zurückgekommen war.

Das gab mir einen schmerzhaften Stich.

Ungläubig rannte ich zu unserem Zimmer. Ich stieß die Tür auf. »Vicky…«

Sie war nicht da. Auf dem Bett lag ihr Nachthemd.

Ich vergewisserte mich, daß Claudine Parks ebenfalls im Haus war und wußte dann, daß Jaggom und seine Geliebte umdisponiert hatten. Sie hatten sich nicht Esther geholt, sondern meine Freundin, und damit trafen sie mich verdammt schmerzhaft.

Was nun? Wo steckten sie?

Wohin hatten sie Vicky Bonney gebracht?

Ich begegnete Esther Parks auf dem Flur. »Ich möchte Ihnen sagen, wie leid mir das mit Miß Bonney tut, Mr. Ballard.«

Ich hörte kaum, was sie sagte. »Und ich möchte Ihnen danken, daß Sie mich daran hinderten, das Haus zu verlassen. Ich wollte, Miß Bonney wäre auch hiergeblieben.«

Vicky, warum hast du dich in eine so große Gefahr begeben?

Mir schmeckte das Frühstück nicht. Ich trank nur Kaffee. Obwohl ich die ganze Nacht kein Auge zugetan hatte, war ich nicht müde. Die

Sorge um meine Freundin jagte meinen Pulsschlag hoch.
Entsetzliche Dinge stellte ich mir vor.
Tom di Meola und Timothy Parks versuchten mir Trost zuzusprechen, aber niemand konnte mich trösten. Die Angst um Vicky Bonney fraß wie Schwefelsäure in mir. Wie sollte ich damit fertigwerden? Nach dem Frühstück sah ich Inspektor James Andrews wieder. Auch er hatte nichts Erfreuliches zu berichten. Die beiden Kerle, die wir gestern bei ihm abgeliefert hatten, waren ausgebrochen.
Seitdem suchten sie die Männer, bisher aber ohne Erfolg.
Und in mir tauchte eine weitere Horrorvision auf. Ich sah die Verbrecher fliehen, und sie kamen auf die verrückte Idee, sich in der Teufelskapelle zu verstecken.
Sie legten die Mauer um und brachen das Tor auf.
Viel Blut war in Esthers Alptraum geflossen. Das Blut dieser beiden Männer? Was war danach mit ihnen geschehen? Wo befanden sich ihre Leichen? Was hatten Zachary Jaggom und Vanessa Drake damit gemacht?
Ich erzählte dem Inspektor, was ich in der vergangenen Nacht erlebt hatte.
Als ich ihm berichtete, daß Vicky Bonney unauffindbar war, beunruhigte ihn das in höchstem Maße.
Er erinnerte mich daran, daß er mir gestern gesagt hatte, zwei Mädchen würden vermißt. Inzwischen hatte sich eines zu Hause wieder eingefunden. Zumindest in diesem einen Fall hatte er Jaggom und seine Geliebte zu Unrecht verdächtigt.
Inspektor Andrews bat uns, ihn unverzüglich anzurufen, falls sich die Verbrecher in unserer Nähe zeigten.
Für mich stand fest, daß Fred Mahoney und Kevin Crawford nicht mehr lebten.
Und Vicky Bonney? Lebte auch sie nicht mehr?
Das Schlimmste war zu befürchten, und mein Haß auf Zachary Jaggom und Vanessa Drake ließ sich kaum zähmen.
Sobald Inspektor Andrews gegangen war, fragte mich Tom di Meola, was wir tun könnten.
»Erst mal telefonieren«, sagte ich und wies auf den Apparat. »Darf ich?«
»Selbstverständlich, Tony.«
Ich wählte meine eigene Nummer, rief zu Hause an. Es dauerte nur wenige Augenblicke, bis sich jemand meldete. Die Stimme war leicht zu erkennen. Sie gehörte Mr. Silver.
»Tony!« Er freute sich über meinen Anruf. »Wie geht es euch in Barrywater?«
Ich gab seiner Freude einen gehörigen Dämpfer. »Kannst du sofort kommen, Silver?«

Der Tonfall meiner Stimme alarmierte ihn. »Ist etwas passiert? Ich dachte, ihr würdet ein paar Tage unbeschwerten Urlaub machen.«

»Vicky ist verschwunden«, sagte ich ernst.

Das warf selbst ihn aus dem Gleichgewicht. Ich hörte, wie er die Luft schwer einzog.

»Verschwunden? Wieso verschwunden?«

Ich erzählte ihm im Telegrammstil alles, was ich wußte, sprach von Vanessa Drake und Zachary Jaggom, vom Fluch, den zweihundert Jahren, die seitdem vergangen waren…

Und Mr. Silver sagte zu, noch in dieser Stunde loszufahren. Ich legte den Hörer auf. Meine Handfläche war genauso schweißfeucht wie meine Stirn.

Di Meola sah mich schuldbewußt an. Er hatte ein schlechtes Gewissen, weil er Vicky und mich in sein Haus geholt hatte. Hätte er das nicht getan, wäre Vicky Bonney diesem Hexerpaar nicht in die Hände gefallen.

Nun, dafür hätten sich Jaggom und seine Geliebte Esther geholt, und auch das wäre schlimm gewesen.

Der Maler äußerte den Wunsch, sich die Kapelle anzusehen. Da das meiner Ansicht nach zur Zeit nicht gefährlich war, nickte ich und sagte: »Gehen wir.«

Von einer Schuld konnte ich di Meola nicht lossprechen: Wenn er in seinem Brief geschildert hätte, was er befürchtete, wäre ich nicht mit Vicky Bonney gekommen, sondern mit Mr. Silver.

Aber hatte es jetzt noch einen Sinn, dem Maler Vorwürfe zu machen? Er geißelte sich selbst damit. Und Vicky Bonney brachte uns das nicht zurück. Wir begaben uns zu der Teufelskapelle, in der ich die Nacht verbracht hatte. Der Verwalter begleitete uns. Still und ausgestorben stand das alte Gebäude da.

Es war nicht gefährlich, es zu betreten.

Es hatte den Anschein, als wollte die Kapelle alle Gerüchte, die sich um sie rankten, Lügen strafen. Nichts von dem, was sich die Leute erzählten, schien wahr zu sein.

Aber seit der vergangenen Nacht wußte ich es besser.

Am Nachmittag traf Mr. Silver ein, und ich sah, daß er nicht allein im Mietwagen saß. Er hatte jemanden mitgebracht: meinen Vorfahren Anthony Ballard, den Hexenhenker, ein Mitglied des »Weißen Kreises«.

***

Genau genommen hatte alles mit Anthony Ballard angefangen. Ich wäre nie das geworden, was ich heute bin, wenn es Anthony Ballard nicht gegeben hätte.

Er brachte den Stein ins Rollen, als er sieben Hexen aufknüpfte.

Sie schworen unserem Dorf damals Rache, und alle hundert Jahre kamen sie, um Angst und Schrecken zu verbreiten.

Und immer war unter ihren Opfern ein Ballard.

Auch ich sollte ihnen zum Opfer fallen, doch ich drehte den Spieß um, vernichtete sie endgültig und entschloß mich dazu, den eingeschlagenen Weg fortzusetzen. Mir kam es vor, als läge das eine Ewigkeit zurück.

Der Hexenhenker fiel auf wie ein bunter Hund. Kein Wunder - er war ein kräftiger Mann mit nacktem Oberkörper. Selbst bei diesen herbstlichen Temperaturen.

Seine Muskelpakete glänzten, als wären sie mit Öl eingerieben, und er trug eine blutrote Gesichtsmaske und eine eng anliegende Hose in derselben Farbe. Ein breiter Ledergürtel mit riesiger Schnalle war um seine Taille geschlungen, und in seinen Händen hielt er ein Beil mit magisch geschärfter Klinge, als er den Wagen verließ. Ich ging ihm und Mr. Silver entgegen.

»Er ließ es sich nicht nehmen, mitzukommen«, sagte der Ex-Dämon.

Der »Weiße Kreis« war eine selbständig arbeitende Institution. Wir waren mit allen Mitgliedern gut befreundet. Ihr großer Vorteil war Yuums Auge. Es befand sich im Keller ihres Hauses und zeigte ihnen schwarze Aktivitäten, auf die sie prompt reagierten.

Durch Yuums Auge hatte mein Ahne erfahren, was hier lief. Er hatte sich sogleich zu Mr. Silver begeben, um mit ihm nach Barrywater zu fahren.

Natürlich waren zunächst alle im Haus des Malers mächtig verwirrt, als sie den Hexenhenker sahen. Ich glaube, sie fürchteten sich sogar ein wenig vor ihm. Mir war klar, daß ich ihnen Zeit lassen mußte, sich an ihn zu gewöhnen.

Er sah ja wirklich zum Fürchten aus.

Ich war froh, daß er mitgekommen war. Er war eine brauchbare Verstärkung. Wenn es ihm gelang, Vanessa Drake und Zachary Jaggom aufzustöbern, würde er sie richten. Unwiederbringlich.

Mr. Silver fragte mich nach Vicky. Ich konnte ihm keine zufriedenstellende Antwort geben.

Auch er und Anthony Ballard wollten sich in der Teufelskapelle umsehen. Als ich mit di Meola und Parks dagewesen war, hatte die Teufelskapelle überhaupt nicht reagiert.

Auf Mr. Silver jedoch reagierte sie. Es kam Leben in die alten Mauern. Da war wieder dieses wilde Zischen und Knistern. Anthony Ballard umschloß den Stiel des Henkerbeils sofort fester.

Er drehte sich um. Seine furchteinflößenden Muskeln spannten sich, doch die Gefahr nahm keine erkennbare Gestalt an.

»Sind sie hier?« fragte ich Mr. Silver.

Der Ex-Dämon schüttelte den Kopf. »Nein, aber ein Teil der Kraft, die

sie am Leben gehalten hat.«

»Kraft aus den Tiefen der Verdammnis«, sagte der Hexenhenker.

»Richtig«, bestätigte der Hüne mit den Silberhaaren. »Ich denke, wir sollten dafür sorgen, daß Zachary Jaggom und seine Geliebte nie mehr hierher zurückkehren können. Ich werde eine Sperre errichten, die sie nicht überwinden können. Dadurch können sie hier auch keine weiteren Kräfte mehr schöpfen.«

»Heißt das, sie werden schwächer werden?« fragte ich.

»Das nicht«, erwiderte der Ex-Dämon. »Jedenfalls nicht sofort. Aber die Sperre wird sie irritieren und wütend machen. Vielleicht gelingt es mir, sie dadurch zu einer Unvorsichtigkeit zu verleiten. Und dann kriegt Anthony Ballard sie.«

»Das würde mir gefallen«, sagte der Hexenhenker mit hohler Stimme.

Wir blieben ungefähr in der Kapellenmitte stehen, während sich Mr. Silver zum Tor begab.

Ein silberner Schimmer zeigte sich auf der Stirn meines Freundes. Ein Beweis dafür, daß er sich geistig anstrengte. Wir störten ihn nicht bei seiner Konzentration.

Mr. Silver beugte sich vor und öffnete den Mund. Eine Art Nebel sickerte heraus. Wie der Dampf von Trockeneis sah das aus.

Mr. Silver produzierte Ektoplasma. Diesmal diente es jedoch nicht dazu, einen Doppelgänger von ihm zu schaffen, sondern der Hüne machte daraus einen magischen Vorhang, den Jaggom und seine Geliebte nicht durchdringen konnten.

Sollten sie es versuchen, würde das Ektoplasma des Ex-Dämons sie mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit vernichten.

Das Böse, das sich in der Teufelskapelle befand, wurde durch den Ekto-Vorhang isoliert. Der Ex-Dämon reizte es damit so sehr, daß es uns attackierte.

Schwefelgelbe Dämpfe stiegen plötzlich überall aus dem Boden, schwebten zur Decke hoch und wurden zu großen Schlingen, die auf Anthony Ballard und mich herabfielen. »Vorsicht!« rief der Hexenhenker mir zu, ohne zu sehen, daß auch er in Gefahr war, von einer Schlinge erwischt zu werden.

Ich drehte mich und sprang zur Seite. Die Schlinge verfehlte mich und klatschte neben mir auf den Boden.

Sie bestand demnach nicht nur aus Luft! Jene Schlinge, die auf meinen Ahnen niedersauste, hatte mehr Erfolg. Sie fiel über seinen maskierten Kopf und zog sich sofort zusammen. Der Hexenhenker wollte sich befreien, doch die Schlinge riß ihn mit einem jähen Ruck hoch.

Ich eilte ihm zu Hilfe, aber nach zwei Schritten erging es mir wie ihm. Ich verlor den Bodenkontakt. Der Ruck war schmerzhaft, die Schlinge eiskalt und irgendwie klebrig.

Schlagartig bekam ich keine Luft mehr. Ich wurde hochgehoben; unter meinen Füßen war kein Boden mehr. Mir war, als würde gleich mein Halswirbel brechen.

Zum Glück erkannte Mr. Silver die tödliche Gefahr sofort. Er hetzte auf Anthony Ballard zu. Aus seinen Händen wurden Silberbeile. Damit schlug er die Schlinge durch, die den Hexenhenker hielt.

Dann befreite er auch mich. Mit einem starken magischen Bannspruch, den er laut brüllte, entschärfte er die Situation.

Die Schwaden zuckten zurück. Mir kam es so vor, als würde jemand den Film jetzt zurücklaufen lassen. Genauso, wie die Schwaden gekommen waren, verschwanden sie auch wieder, und Mr. Silver sorgte mit seiner Magie dafür, daß sie uns nicht mehr attackieren konnten.

Zum erstenmal hatten wir gesehen, wieviel Kraft die schwarze Macht in Jaggom und die Hexe investierte. Die Unterstützung, die die beiden von der Hölle bekamen, ließ es angeraten erscheinen, noch vorsichtiger als bisher zu sein.

Es gibt unzählige Register, die das Böse ziehen kann. Ich glaube nicht, daß ein Mensch so alt werden kann, um sie alle kennenzulernen.

Wir verließen die Teufelskapelle. Sie stand Jaggom und der Hexe als Zufluchtsort nicht mehr länger zur Verfügung.

Der Ekto-Vorhang ließ uns ungehindert passieren. Ich spürte, wie sich Kälte auf mein Gesicht legte, als ich den Vorhang durchschritt. Für Zachary Jaggom und Vanessa Drake würde er tödlich sein.

Wir begaben uns zum Haus des Malers. Mein Hals schmerzte. Die Schlinge wäre dem Hexenhenker und mir zum Verhängnis geworden, wenn Mr. Silver nicht eingegriffen hätte. Mit schiefer Miene massierte ich meinen Nackenwirbel.

Tom di Meola trat aus dem Haus und kam uns mit schnellen Schritten entgegen. Ich dachte schon, er hätte mir etwas Erfreuliches über Vicky Bonney mitzuteilen, doch das war nicht der Grund für seine Eile.

»Mr. Parks sprach soeben von einer Lichtung im Wald. Unheiliger Boden soll es sein, auf dem Zachary Jaggom und Vanessa Drake manchmal - vor allem in Vollmondnächten - grausige Feste feierten. Auch dort soll der Teufel hin und wieder zugegen gewesen sein.«

»Wenn sie nicht mehr in die Kapelle können, werden sie irgendwann dort auftauchen«, bemerkte Mr. Silver.

»Kennen Sie den Weg dorthin, Tom?« fragte ich den Maler.

Di Meola nickte. »Möchten Sie, daß ich Sie zu der Lichtung führe?«

Das wollten wir, und di Meola trabte sofort los.

Er sprach kein Wort, dennoch wußte ich, wann wir den Platz erreichten, denn irgend etwas veränderte sich um uns herum.

Da war auf einmal kein Vogelgezwitscher mehr, und die Bäume sahen dürr und krank aus. In der Nähe der Lichtung konnten Pflanzen nur schwer gedeihen, und auf der Lichtung vermochten sie überhaupt nicht zu wachsen. Das war kein Nährboden für sie.

Die Erde war vergiftet vom Bösen. Als wir die Lichtung betraten, kam es mir vor, als wäre die Bodenbeschaffenheit eine andere. Hier ging kein Wind, hier schien die Sonne trübe, hier lebte nichts.

Ich schaute den Ex-Dämon an. Er schien in diesem Moment die Lichtung mit seinen Geistfühlern abzutasten.

»Nun?« fragte ich.

Mr. Silver nickte. »Die Konzentration des Bösen ist hier besonders stark. Wir sollten uns nicht lange auf der Lichtung aufhalten.«

»Wieso nicht?« fragte Tom di Meola. »Besteht sonst für uns irgendeine Gefahr?«

»Sie könnten vom Bösen befallen werden wie von einer Krankheit, die nur sehr schwer heilbar ist«, sagte der Ex-Dämon. »Und mich könnte die Höllenkraft schwächen.«

Da die Lichtung leer und ohnedies nichts zu sehen war, schlug ich vor, umzukehren.

Grausige Feste hatten Vanessa Drake und Zachary Jaggom hier gefeiert. Vor allem in Vollmondnächten.

Meine Kopfhaut spannte sich, als mir einfiel, daß wir auch in der kommenden Nacht Vollmond haben würden.

***

Als der Abend anbrach, hielten sich Jaggom und seine Geliebte nicht länger verborgen. Sie hatten den Tag mit Vicky Bonney in einer Höhle verbracht. Vanessa hatte das blonde Mädchen sofort töten wollen, doch Zachary Jaggom hatte es ihr verwehrt, denn er hatte mit Vicky größere Pläne.

Sie hatten das Blut der Verbrecher getrunken und sich deren Energie geholt. Das sollte fürs erste reichen. Nun wollte Zachary Jaggom darangehen, Asmodis wieder für sich zu gewinnen.

Vanessa behauptete, der Höllenfürst würde nicht kommen, doch Jaggom hatte eine Idee, wie es ihnen doch gelingen konnte, Asmodis zu sich zu holen.

Eine Vollmondnacht stand bevor, und Zachary Jaggom wußte, daß sich der Fürst der Finsternis in solchen Nächten gern auf der Erde sehen ließ.

Wenn sie ihm dann auch noch den Tisch reicher als sonst deckten, war die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß Asmodis erscheinen würde. Deshalb gedachte Zachary Jaggom dem Herrn der Finsternis nicht nur ein Mädchen anzubieten, sondern gleich drei.

Vicky Bonney - und Esther und Claudine Parks!

Dieses Angebot würde so verlockend sein, daß Asmodis erscheinen würde, und war er erst einmal hier, ließ er bestimmt auch mit sich reden.

Jaggom hatte die Absicht, ihn zu bitten, ihn und Vanessa mit zusätzlicher Kraft auszustatten, damit sie über Barrywater wie ein vernichtender Feuersturm herfallen konnten. Die Aussichten, daß ihnen der Teufel diese Bitte erfüllte, waren sehr groß. Natürlich würde Jaggom die Bitte erst nach dem Blutmahl an ihn herantragen.

Vanessa Drake mußte zugeben, daß dieser Plan gut war, deshalb tötete sie Vicky Bonney noch nicht. Sie hatte zweihundert Jahre darauf gewartet, wieder töten zu können. Da kam es auf diesen einen Tag auch nicht mehr an.

Vicky Bonneys Ohnmacht hatte nicht lange gedauert.

Als die Schriftstellerin zu sich kam, hatten Vanessa und ihr Geliebter längst dafür gesorgt, daß sie keinen eigenen Willen mehr besaß.

Die beiden hatten Vicky zu ihrer Marionette gemacht. Das blonde Mädchen war mit unsichtbaren Fäden mit Vanessa Drake und Zachary Jaggom verbunden.

Sie brauchten nur daran zu ziehen und Vicky gehorchte.

Das Hexerpaar hatte nun keine Geheimnisse mehr vor der Schriftstellerin.

Offen sprachen Jaggom und Vanessa über ihre großen Pläne, bei denen Atax eine nicht unbedeutende Rolle spielte.

Vicky konnte ihnen nicht schaden. Sie würde bald sterben, und mit ihr die beiden jungen, hübschen Töchter des Verwalters. So war es beschlossen, so würde es ausgeführt werden!

Sobald die Nacht angebrochen war, begaben sich Vanessa Drake und der Hexer mit Vicky Bonney zu jener unheimlichen Lichtung, die zu betreten für Menschen gefährlich sein konnte.

Aus dem Boden stiegen böse Einflüsse auf Vicky Bonneys Körper und stellten sie auf die Seite jener, die sie gefangen hatten.

Jaggom und seine Geliebte brauchten sie nicht festzuhalten oder zu fesseln. Vicky dachte nicht an Flucht.

Sie blieb, weil finstere Kräfte sie dazu veranlaßten. Zachary Jaggom und Vanessa Drake waren nicht mehr ihre Feinde.

Sie fühlte sich mit ihnen auf einer übernatürlichen Ebene verbunden. Daß sie sterben sollte, war ihr bekannt, doch sie lehnte sich gegen dieses Schicksal nicht auf.

Sie *wollte* ihr Blut für den Teufel geben!

***

Wir hatten so etwas wie einen Schlachtplan ausgearbeitet. Mit dem Einverständnis der anderen teilte ich zwei Gruppen ein.

Die eine Gruppe bestand aus Tom di Meola, Timothy Parks und

seinen Töchtern, die andere aus Mr. Silver, dem Hexenhenker und mir.

Während wir drei uns zur Lichtung begeben wollten, um dort auf das Hexerpaar zu warten, sollten die anderen im Haus bleiben, dieses unter keinen Umständen verlassen.

Der Verwalter besaß eine doppelläufige Schrotflinte. Mr. Silver trug ihm auf, sie zu holen und die Munition mitzubringen.

Diese Munition versah der Ex-Dämon dann mit seiner Magie, denn wenn Parks gewöhnliches Schrot auf das Hexerpaar abgefeuert hätte, wäre die Wirkung gleich Null gewesen.

Ich hoffte, daß diese Vorsichtsmaßnahme unbegründet war und daß Jaggom und seine Geliebte uns auf der Lichtung in die Hände fallen würden.

Bevor wir gingen, sagte Tom di Meola zu mir: »Ich danke Ihnen für alles, was Sie für uns tun, Tony. Ihnen und Ihren Freunden. Ich hätte Sie von Anfang an besser informieren sollen. Vielleicht wäre dann einiges anders verlaufen.«

»Mit Sicherheit«, erwiderte ich. »Aber daran läßt sich nun nichts mehr ändern.«

»Es war dumm von mir…«

»Wir machen alle mal einen Fehler.«

»Aber meiner kostete wahrscheinlich Miß Bonney das Leben.«

Mein Herz krampfte sich zusammen, als er das sagte. Ich wollte mich damit noch nicht abfinden, daß meine Freundin nicht mehr lebte. Ein kleiner Hoffnungsfunke glühte noch in mir.

Der Maler hätte ihn mit seinen Worten beinahe zum Erlöschen gebracht. Ich wandte mich deshalb schnell an Mr. Silver und Anthony Ballard.

»Es wird Zeit, daß wir gehen.«

Der Ex-Dämon riet dem Maler und seinem Verwalter, alle Fenster und Türen sorgfältig abzuschließen und sehr gut aufzupassen.

Parks schlug mit der Hand auf die Schrotflinte. »Wenn sie kommen, schieße ich Ihnen die Köpfe herunter.«

»Viel Glück!« wünschte uns Tom di Meola, als wir das Haus verließen.

Der Vollmond hing noch sehr tief am dunklen Himmel, aber er war bereits da, als wir uns auf den Weg zur Lichtung machten.

Jeder Schritt fiel mir so schwer, als trüge ich Schuhe mit Bleisohlen, denn ich dachte an Vicky Bonney, und in mir wuchs die Befürchtung, der Maler könnte recht haben.

***

Sie schlossen Türen und Fenster zu, und Tom di Meola schlug vor: »Die Mädchen sollten sich in ihren Zimmern einschließen, Mr. Parks.«

Der Verwalter nickte und wandte sich an seine Töchter. »Geht nach oben.«

Claudine wollte der Aufforderung sofort Folge leisten, doch Esther nicht. Da sie blieb, verließ auch Claudine den Salon nicht.

Da Esther noch nie ungehorsam gewesen war, schaute der Verwalter sie erstaunt an. »Warum gehst du nicht, Kind?«

»Glaubst du wirklich, Zachary Jaggom und die Hexe von irgend etwas abhalten zu können, Vater?« fragte sie zweifelnd.

»Ich bin fest entschlossen, bis zum letzten Atemzug für euch zu kämpfen. Solange ich lebe, werden diese beiden Ungeheuer euch kein Haar krümmen, das schwöre ich dir.«

»Sie sind uns allen überlegen. Sie verstehen es, unsere Gedanken zu beeinflussen, unseren Geist zu verwirren.«

»Wenn sie kommen, kriegen sie, was sie brauchen«, knurrte Timothy Parks kriegerisch. »Du weißt, was für eine Munition mir zur Verfügung steht.«

»Fragt sich nur, ob sie es zulassen, daß du das Gewehr auf sie abfeuerst, Vater.«

Der Verwalter sah di Meola an und schüttelte den Kopf. »Sie sah immer schon gern schwarz, von Kindheit an. Ich weiß nicht, wie ich ihr das abgewöhnen kann.« Er wandte sich an Esther. »Ein bißchen mehr Optimismus könnte in dieser Situation nicht schaden, mein Kind.«

Esther senkte den Blick. »Sie wollen mich. Gestern hätten sie es beinahe geschafft, mich aus dem Haus zu locken. Mr. Ballard verhinderte, daß ich mich zu ihnen begab. Dafür holten sie sich dann Miß Bonney. Aber sie wollen mich immer noch. Ich weiß es. Ich fühle es. Ich will nicht, daß ihr euch meinetwegen alle einer grauenvollen Gefahr aussetzt.«

Der Verwalter schaute seine Tochter groß an. »Kind, was soll das heißen?«

»Laß mich zu ihnen gehen, Vater. Vielleicht lassen sie euch dann in Ruhe.«

»Du willst dich für uns opfern?« fragte Timothy Parks erschrocken.

»Das kommt überhaupt nicht in Frage!« sagte Tom di Meola energisch. »Hier opfert sich niemand. Wir halten alle zusammen und werden den Hexer und seine Geliebte zurückschlagen, wenn sie in dieses Haus kommen. Tun Sie jetzt, was Ihr Vater gesagt hat, Esther. Gehen Sie auf Ihr Zimmer und schließen Sie sich ein. Bleiben Sie dem Fenster fern und überlassen Sie alles weitere uns.«

Esther nickte traurig. Sie verließ mit ihrer Schwester den Salon.

Claudine legte ihr den Arm um die Schultern. »Hab keine Angst, Esther. Es wird alles gut. Vielleicht ist nach dieser Nacht alles ausgestanden.«

»Ja. Vielleicht«, sagte Esther leise. »Irgendwie wird in dieser Nacht einiges zu Ende gehen. Irgendwie…«

***

»Einen Scotch, Mr. Parks?« fragte der Maler.

»Ich glaube, wir sollten in dieser Situation lieber nichts trinken, Sir.«

»Also ich brauche etwas, um meine Nerven zu beruhigen.«

»Wie Sie meinen«, sagte der Verwalter. Es kam ihm nicht zu, dem Maler Vorschriften zu machen.

»Keinen kleinen Drink?« fragte di Meola. »Letztes Angebot.«

»Danke, nein, Sir. Ich denke, daß ich ohne Alkohol besser mit allem fertig werde.«

Der Maler begab sich zur Hausbar und goß sich ein. Parks saß in einem Sessel, das Gewehr lehnte neben ihm. Während di Meola trank, nagte der Verwalter an seiner Unterlippe.

»Warum wollen sie Esther?« fragte er mit belegter Stimme.

»Sie ist sehr hübsch.«

»Das ist Claudine auch.«

»Esther scheint ihnen besser zu gefallen«, sagte Tom di Meola.

Wut und Haß funkelten in Parks' Augen. Er rieb sich den Bart. »Ich wünschte mir, daß diese Ungeheuer kämen, Mr. di Meola. Bei Gott, wenn es ihnen gelingt, in dieses Haus einzudringen, werde ich sie in Stücke schießen!«

»Mir wäre es ehrlich gesagt lieber, sie würden Tony Ballard und seinen Freunden in die Hände fallen, denn diese Leute wissen besser, wie man solche Wesen bekämpft.«

Ein Geräusch ließ die beiden Männer aufhorchen. Der Verwalter griff sofort zur Schrotflinte.

Jemand schien einen ersten Versuch unternommen zu haben, sich Einlaß in das Haus zu verschaffen.

Parks stand nervös auf. »Sie sind irgendwo dort draußen, Sir.«

Der Maler nickte. »Ja, aber wir verlassen das Haus unter keinen Umständen, klar? Wir warten hier drinnen auf sie.«

Die Spannung wuchs in Sekundenschnelle und wurde sehr bald unerträglich und quälend.

Parks und der Verwalter mißtrauten jedem Geräusch, das sie vernahmen, selbst den harmlosen. Als die Pendeluhr zum Beispiel anfing zu schlagen, fuhr Timothy Parks mit der Waffe im Anschlag herum und hätte um ein Haar in den Uhrkasten gefeuert.

Vielleicht hätte ich doch einen kleinen Scotch trinken sollen, dachte er und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Tom die Meola schlich aus dem Salon. Timothy Parks folgte ihm. Dann standen sie in der Halle und wußten nicht, wohin sie sich nun begeben sollten.

War es vernünftiger, sich nach oben zurückzuziehen? Nein, wenn sie hinaufgingen, überließen sie das Erdgeschoß des Hauses kampflos den Feinden, und das wäre nicht klug gewesen.

Deshalb blieben sie vorerst in der Halle und warteten mit vibrierenden Nerven ab.

»Sollten sie es schaffen, in das Haus zu gelangen, halten Sie sich hinter mir, Sir«, riet Parks dem Maler. »Ich habe die Waffe.«

»Ich bewundere Ihren Mut, Mr. Parks«, sagte di Meola.

Der Verwalter zuckte mit den Schultern. »Habe ich eine andere Wahl?« Er wies mit dem Doppellauf nach oben. »Dort oben befinden sich meine Töchter. Ich besitze nichts Wertvolleres als diese beiden Mädchen, und ich möchte sie nicht verlieren. Also gibt es für mich keine Alternative. Ich muß mich schützend vor Esther und Claudine stellen.«

»Sie sind nicht nur ein guter Vater, Mr. Parks. Sie sind der beste. Einen besseren könnten sich Ihre Töchter nicht wünschen.«

Timothy Parks lächelte. »Ich glaube, das tun sie auch nicht. Ich liebe diese beiden Mädchen, und ich bin jederzeit bereit, mein Leben für sie zu geben.«

Wieder erschreckte die Männer ein Geräusch.

»Diesmal haben sie es an einer anderen Stelle versucht«, sagte Tom di Meola heiser.

Beunruhigt schauten sie sich um.

Da krachte plötzlich eine Tür, so laut, daß di Meola und Parks annehmen mußten, sie wäre mit großer Kraft aufgebrochen worden.

Sie versteckten sich neben der Treppe.

»Jetzt sind sie im Haus, Sir«, flüsterte der Verwalter.

Di Meola schluckte aufgeregt, doch der Kloß in seinem Hals blieb. »Scheint so.«

»Sobald sie in der Halle erscheinen, schieße ich.«

»Sie sollten sie näher herankommen lassen, damit die Schüsse auch sitzen.«

»Die Flinte hat eine breite Streuung. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich sie verfehlte.«

»Parks, es *geht mit dem Teufel zu*!« sagte der Maler krächzend.

Eine weitere Tür krachte.

Diesmal hinter den Männern. Sie wirbelten herum und sahen… nicht Vanessa Drake und Zachary Jaggom, sondern zwei Zombies!

Der Hexer und seine Geliebte schickten Fred Mahoney und Kevin Crawford vor!

***

Wir näherten uns der gefährlichen Lichtung mit langsamem Schritt. Anthony Ballard ging neben mir, Mr. Silver befand sich hinter uns.

Der Vollmond sandte sein fahles Licht durch die laublosen Baumkronen und erhellte den Weg.

Jeder von uns wollte derjenige sein, der dem Hexerpaar den Garaus machte. Vor allem Anthony Ballard brannte darauf, sein Henkersbeil schwingen zu lassen.

Vor langer Zeit hatte er Hexen und Hexer gnadenlos zur Strecke gebracht. Und das war auch heute noch sein Lebensziel.

Die Bäume wurden dürrer.

Ein Zeichen dafür, daß wir die Lichtung schon fast erreicht hatten. Ein kalter Hauch wehte mich an, und ich hielt nach Vanessa Drake und Zachary Jaggom Ausschau.

Sollten sich die beiden auf der Lichtung befinden, wollte ich meinem Ahnen den Vortritt lassen. Dann sollte sein Beil sie fällen.

Wir legten die letzten Meter zurück, und ich erblickte auf der Lichtung eine Gestalt.

Ein Mädchen war es. Mein Herz machte einen Freudensprung, als ich das lange Haar im Mondlicht golden aufleuchten sah.

Mein Gott, das war Vicky Bonney! Und sie lag nicht auf dem Boden, nein, sie stand in der Mitte der Lichtung - und sie lebte. Ich schnappte vor Freude fast über.

»Vicky!« rief ich und rannte los.

»Tony!« rief Mr. Silver. »Bleib bei uns!«

Wahrscheinlich witterte er eine Falle. Wenn das Mädchen nicht Vicky gewesen wäre, hätte ich auf ihn gehört, so aber hakte es bei mir aus. Der Gedanke an eine Falle kam mir überhaupt nicht. Ich sah nur Vicky und wollte zu ihr.

Sie trug Jeans und einen dicken Rollkragenpullover. Vanessa Drake und Zachary Jaggom hatten den Fehler gemacht, sie allein zu lassen. Was für ein Glück.

Ich rannte auf sie zu. Ihre Hände steckten in den Taschen. Es hätte mir zu denken geben müssen, daß sie so still war. Normalerweise hätte sie mir entgegenlaufen müssen.

Aber sie rührte sich nicht vom Fleck, und in ihren Augen befand sich auch kein Ausdruck von Erleichterung und Freude.

Böse und feindselig starrte sie mich an. Als ich das begriff, war ich nur noch ein paar Schritte von ihr entfernt.

Vicky zog eine Hand aus der Tasche. Und nicht nur die Hand, sondern auch ihre vierläufige Derringer-Pistole. Als sie die Waffe eiskalt auf mich richtete, begriff ich.

Zu spät.

Vicky drückte ab. Ich sah das grelle Mündungsfeuer, und dann kam die Dunkelheit…

***

Fred Mahoney und Kevin Crawford wiesen entsetzliche Verletzungen auf. Damit konnte man nicht leben, und in ihnen befand sich auch kein menschliches Leben mehr. Sie wurden von der Kraft der Hölle geleitet und gestärkt, und es war ihre Bestimmung, den schrecklichen Zombiekeim weiterzugeben.

Die lebenden Toten griffen an.

Timothy Parks schoß, doch Mahoney schlug ihm das Gewehr fast aus der Hand. Die Schrotladung verfehlte das Monster und hämmerte gegen die Wand.

Tom di Meola geriet in Panik.

Crawford stürzte sich auf ihn. Der Maler sprang zurück, riß einen von zwei dekorativ gekreuzten Säbeln von der Wand und hieb wie von Sinnen auf den Untoten ein.

Gräßliche Wunden fügte er dem Zombie zu, doch der Untote brach nicht zusammen.

Parks schoß noch einmal, doch Mahoney hatte nach dem Doppellauf der Flinte gegriffen und diesen nach oben gedrückt. Kaum war der zweite Schuß gefallen, da riß der Zombie dem Verwalter das Gewehr aus den Händen und warf es weit fort.

Nun wollte Mahoney den Verwalter packen, doch Parks brachte sich vor den bleichen Zombiehänden mit einem kraftvollen Sprung in Sicherheit.

Während Tom di Meola in seiner Panik weiter auf Crawford einschlug, rannte Parks durch die Halle, um sich das Gewehr wiederzuholen. Keuchend stürzte er sich darauf. Er knickte den Lauf und schüttelte die leergeschossenen Patronen heraus.

Mahoney folgte ihm.

Zitternd holte Timothy Parks eine neue Patrone aus der Tasche. Aufgewühlt schob er sie in den Lauf.

Schneller! Schneller! schrie es in ihm.

Er lud den zweiten Lauf. Jetzt war Mahoney bei ihm. Der Verwalter setzte dem Zombie den Doppellauf an die Brust. Wieder wollte der Untote das Gewehr zur Seite schlagen, doch diesmal war Timothy Parks schneller.

Er drückte ab, und die geballte Schrotladung löschte das schwarze Leben, das Fred Mahoney erfüllt hatte.

»Ja!« schrie Parks, als er Mahoney zusammenbrechen sah. »Ja, es klappt!«

Er wollte di Meola zu Hilfe eilen, sah, daß der Maler auf dem Boden lag, aber Crawford befand sich nicht bei ihm. Der Zombie hatte erkannt, daß Timothy Parks mit seiner Schrotflinte gefährlich war, deshalb ließ er in dem Augenblick von di Meola ab, als Parks Mahoney vernichtete.

Und nun griff der Untote den Verwalter an. Der Triumph hatte den

Verwalter nur einige Sekunden unvorsichtig gemacht, und schon rächte sich das.

Crawfords Faustschlag entwaffnete den Verwalter nicht nur, er streckte ihn auch wieder nieder. Zum zweitenmal verlor Parks das Gewehr, und diesmal hatte er nicht mehr die Möglichkeit, es sich wiederzuholen.

Der Untote tötete ihn grausam…

Schwer benommen bekam Tom di Meola das mit. Er griff nach dem Säbel, der neben ihm auf dem Boden lag, und floh in den Salon.

Atemlos schleuderte er die Tür hinter sich zu. Zum Glück steckte der Schlüssel im Schloß. Hastig drehte er ihn herum, aber er war nicht davon überzeugt, sich in Sicherheit gebracht zu haben.

Eiskalter Schweiß rann ihm über die Wirbelsäule. Nachdem Timothy Parks nicht mehr lebte, war es seine Aufgabe, die Mädchen zu beschützen.

Er hoffte, die psychische Kraft dazu aufzubringen.

Schon rannte der Untote gegen die Tür an. Di Meola ließ den Säbel fallen. Er brauchte eine andere Waffe, wenn er den lebenden Leichnam vernichten wollte.

Parks' Gewehr!

Während sich der Zombie weiter mit ungestümer Kraft gegen die Tür warf, entfernte sich der Maler auf Zehenspitzen davon. Er verließ den Salon durch eine andere Tür und gelangte wieder in die Halle, ohne daß es Crawford merkte.

Die Säbelhiebe hatten Kevin Crawford entsetzlich entstellt. Nichts Menschliches war mehr an seinem Gesicht. Di Meola machte Furchtbares mit. Würde er dieser enormen Zerreißprobe gewachsen sein?

Crawford versuchte immer noch die Salontür aufzubrechen. Langsam näherte sich der Maler dem toten Verwalter. Er schaffte es kaum, Parks anzusehen.

Es war grauenvoll, was Crawford mit ihm angestellt hatte.

Tom di Meola hob das Gewehr auf, und er mußte sich überwinden, in Parks' Taschen zu greifen, denn er brauchte die Munition. Er stopfte die Patronen in die Außentaschen seines Jacketts, und als er sich aufrichten wollte, ging ein jäher Ruck durch Parks' Körper.

Und dann schlug der tote Verwalter die Augen auf.

Gebrochen und blicklos waren sie. Dennoch reagierte Parks sofort auf di Meolas Nähe.

Er griff nach dem Arm des Malers, riß den Mund auf und wollte zubeißen. Tom di Meola stieß einen heiseren Schrei aus und sprang zurück.

Dieser Schrei alarmierte Crawford.

Der Untote drehte sich augenblicklich um und kam auf di Meola zu.

Der Maler rannte zur Treppe. Er richtete die Flinte auf Kevin Crawford und drückte ab.

Donnernd ging der Schuß los, und Kevin Crawford brach wie ein gefällter Baum zusammen. Zwei Zombies waren vernichtet. Dennoch gab es immer noch einen.

Timothy Parks!

Warum mußte das passieren? Parks war jetzt wie Mahoney und Crawford auf Mord programmiert, und er folgte dem Maler auch sofort. Di Meola schaffte es nicht, zu bleiben, und er konnte im Augenblick auch nicht auf Parks schießen. Er mußte die Schrotflinte erst wieder nachladen, und dazu fehlte ihm die Zeit.

Er stürmte die Treppe hoch. Timothy Parks hatte es nicht eilig, ihm zu folgen. Mit etwas steifen, ungelenken Schritten ging er durch die Halle und erreichte die Treppe, als di Meola oben die Mädchen aus ihren Zimmern trommelte.

»Wo ist Vater?« war Esthers erste Frage.

»Unten«, stieß der Maler aufgeregt hervor.

»Warum sind Sie nicht bei ihm geblieben?« wollte Claudine wissen.

»Ihr Vater… Er ist… Wir müssen uns vor ihm in Sicherheit bringen!«

»Vor Vater?« fragte Esther ungläubig.

»Hören Sie seine Schritte?« keuchte Tom di Meola. »Er kommt die Treppe herauf…«

»Vater!« schrie Esther und wollte dem Verwalter entgegenlaufen, doch di Meola riß sie zurück.

»Bleiben Sie hier! Ihr Vater ist… Er lebt nicht mehr…«

»Tot…? Aber…«

»O mein Gott!« stieß Claudine plötzlich erschüttert hervor, als sie ihren Vater sah. Sie drohte ohnmächtig zu werden.

»Neiiin!« kreischte Esther. *»Vater!«*

»Ins Atelier!« schrie Tom di Meola in heller Panik. »Schnell! Er will uns umbringen!«

Taumelnd und torkelnd folgten ihm die Mädchen. Beide weinten herzzerreißend.

»Vater«, stieß Esther immer wieder schluchzend hervor. »Vater!«

Tom di Meola schloß sich mit den Mädchen ein. Es dauert nicht lange, da erreichte Timothy Parks die Tür, und er wollte hinein!

Mit einer Wildheit, die ihm zu Lebzeiten nicht zu eigen gewesen war, wuchtete er sich gegen die Tür. Immer wieder. Unermüdlich. Bald knackte das Holz an mehreren Stellen.

»Die Tür hält seinem Ansturm nicht stand!« stellte Tom di Meola fest.

In fiebernder Hast lud er die Schrotflinte. Dann stemmte er sich mit dem Rücken gegen die Tür.

»Geh weg!« brüllte er. »Laß uns in Ruhe!«

Doch Parks machte weiter. Er zertrümmerte die Tür und riß sie aus

den Angeln. Tom di Meola kam es vor, als hätte jemand eine Sprengladung gezündet.

Es warf ihn nach vorn. Er verlor das Gleichgewicht und die Schrotflinte, die sich mehrmals drehte und durch das Atelier schlitterte. Die Tür landete hart auf dem Maler. Er bekam einen Schlag in den Nacken und war schwer benommen.

Parks stieß ein feindseliges Knurren aus und wandte sich Claudine zu. Die Mädchen waren nicht mehr seine Töchter. Jede irdische Verbindung war abgerissen, existierte nicht mehr.

Der Zombie sah in den Mädchen nur noch Opfer, und auf eines stürzte er sich sogleich.

Todesangst peinigte Claudine. Sie schüttelte starr vor Grauen den Kopf. »Nein. Um Himmels willen, nein. Vater… Ich bin dein Kind… Du kannst mich doch nicht…«

Weiter konnte sie nicht sprechen, denn im selben Moment schlossen sich die Hände des Untoten um ihren schlanken Hals und drückten unbarmherzig zu.

Claudines Augen weiteten sich in panischem Entsetzen. Sie wehrte sich verzweifelt, doch ihr Vater war unheimlich stark. Sie stolperte über die Tür, die Tom di Meola soeben hochdrücken wollte, um darunter hervorzukriechen.

Jetzt stürzte Claudine.

Sie fiel auf die Tür, unter der der Maler noch lag. Dadurch wurde di Meola auf den Boden gepreßt und war ausgeschaltet.

Esther war nicht fähig, all das Grauen zu begreifen. Sie wußte nur, daß sie ihrer Schwester helfen mußte, sonst war Claudine verloren. Aber wenn sie ihrer Schwester beistand, mußte sie ihren Vater unschädlich machen, und sie fürchtete, daß das über ihre Kräfte ging.

Claudines Widerstand erlahmte mehr und mehr.

Tu was! schrie es in Esther. Rette sie! Willst du zusehen, wie er Claudine umbringt?

Sie holte sich das Gewehr. Nie zuvor hatte sie eines in der Hand gehabt. Sie verabscheute Waffen, aber nun mußte sie sie gegen ihren Vater einsetzen, sonst verlor sie nach ihm und durch ihn auch noch ihre Schwester.

Bebend vor Aufregung und kaum noch Herr ihrer Sinne trat sie an ihren Vater heran. Sie richtete die Schrotflinte auf ihn und schloß die Augen, denn sie wollte nicht sehen, wie die Ladung ihn tötete.

Es krachte so laut, daß sie meinte, ihr Trommelfell würde zerplatzen, und als sie die Augen wieder öffnete, sah sie ihren Vater nicht mehr.

Er lag neben der Tür…

***

Kaum war Tony Ballard zusammengesackt, da richtete Vicky Bonney

ihre Pistole sofort auf Anthony Ballard. Der Hexenhenker sprang blitzschnell hinter einen Baum, und die geweihte Silberkugel, die das blonde Mädchen abfeuerte, hieb in das Holz.

Mr. Silver griff sie an.

Eiskalt zielte die Schrifstellerin auf ihn, denn auch er war in diesem Moment nicht ihr Freund. Doch ehe sie abermals abdrücken konnte, packte der Ex-Dämon sie und riß sie herum.

Zuerst nahm er ihr die Waffe ab und steckte sie ein. Dann zerrte er das Mädchen von der Lichtung, denn hier verstärkten die Höllenkräfte die Trance, in die Vicky von Vanessa Drake und Zachary Jaggom versetzt worden war.

Vicky Bonney wehrte sich. Wild schlug sie auf Mr. Silver ein, doch das machte ihm nichts aus. Sobald er mit ihr die Lichtung verlassen hatte, wehrte sie sich nicht mehr.

Anthony Ballard trat hinter dem Baum hervor. »Sie steht unter dem Einfluß des Bösen.«

»Ja. Kümmere dich um Tony«, sagte der Ex-Dämon hastig. »Ich werde den Bann brechen.«

»Hoffentlich bleibt nichts davon zurück«, sagte der Hexenhenker, lehnte sein Beil an jenen Baum, der ihm als Deckung gedient hatte, und beugte sich über den Bewußtlosen.

Blut glänzte an Tonys Schläfe. Er hatte einen Streifschuß abbekommen. Vicky Bonney schoß für gewöhnlich besser. Mr. Silver hatte sie jedoch im allerletzten Augenblick abgelenkt und somit das Schlimmste verhindert.

Die Sache war dennoch schlimm genug, denn wenn jetzt das Hexenpaar in Erscheinung getreten wäre, hätte das für Tony Ballard furchtbare Folgen haben können.

Mr. Silver befreite Vicky Bonney vom Bann des Bösen, und ihre Augen füllten sich mit Tränen, als sie Tony reglos auf dem Boden liegen sah.

»Ist er schwer verletzt?« fragte sie verzweifelt. »Wenn er stirbt, will auch ich nicht mehr leben.«

»Keine Sorge«, sagte der Hexenhenker. »Er wird nicht sterben.«

»Das konnte ich zum Glück verhindern«, sagte Mr. Silver. »Es war mir gerade noch möglich, Einfluß auf deine Hand zu nehmen.«

Vicky Bonney eilte zu Tony. »Himmel, was habe ich nur getan?« seufzte sie unglücklich.

»Du konntest nicht anders. Du warst ein Werkzeug dieses Hexerpaares«, sagte Mr. Silver. »Laß mich mal sehen«, wandte sich der Ex-Dämon an Anthony Ballard und drängte ihn zur Seite.

»Ist wirklich nicht schlimm«, bemerkte er. »In ein paar Minuten ist Tony wieder auf den Beinen. Unser Freund hat einen Schädel aus Eisen.«

Vickys Blick schien in die Ferne zu schweifen. »Ich sollte Asmodis geopfert werden. Aber nicht nur ich allein. Ein dreifaches Opfer wollten sie dem Höllenfürsten bringen.«

»Esther und Claudine Parks auch?« fragte Mr. Silver beunruhigt. »Sie haben dich hier allein zurückgelassen, weil sie sicher sein konnten, daß du nicht fortläufst. Dann sind sie jetzt vermutlich beim Herrenhaus, um sich Esther und Claudine zu holen.«

»Und sie haben Hilfe«, sagte Vicky Bonney.

»Hilfe?«

»Zwei Zombies.«

»Alle Mächte!« stieß Mr. Silver grollend hervor.

***

Erschüttert stemmte Tom di Meola die Tür hoch und ließ sie zur Seite kippen. Sie fiel auf den Verwalter, und es war gut, daß sie ihn nicht mehr sahen. Zu grauenvoll hatte ihn der Schuß entstellt.

Esther ließ die Flinte angewidert fallen. Vatermörderin, dachte sie. Du bist eine Vatermörderin. Deinen eigenen Vater hast du erschossen.

Aber war dieses mordlüsterne Ungeheuer noch ihr Vater gewesen? Der Mann, den sie wie niemanden sonst auf der Welt liebte…

Die Schwestern sanken sich schluchzend in die Arme. Es fiel ihnen beiden unsagbar schwer, das Erlebte zu verstehen. Für den Augenblick war es ihnen unmöglich, damit fertigzuwerden. Es würde sehr, sehr lange dauern, bis sie darüber hinweg sein würden.

»Jetzt haben wir nur noch uns beide«, sagte Claudine dünn.

»Ich werde immer für dich da sein. Immer«, versprach Esther. »Solange ich lebe.«

Aber sie sollten beide nicht mehr lange leben, so war es von Vanessa Drake und Zachary Jaggom geplant. Drei Opfer für Asmodis! Ihr Blut würde in dieser Vollmondnacht fließen…

Das Hexenpaar wußte, daß die Zombies versagt hatten, deshalb traten Jaggom und seine Geliebte nun selbst in Erscheinung.

Zwei Gestalten in schwarzen Kutten huschten durch die Halle.

Der Maler und die Mädchen hatten davon noch keine Ahnung. Vanessa Drake stellte einen starken telepathischen Kontakt zu Esther Parks her.

Das gleiche machte Zachary Jaggom mit Claudine Parks. Es bestand kein Zweifel daran, daß die Mädchen gehorchen würden, denn die Befehle, die ihnen übermittelt wurden, verdrängten ihren eigenen Willen und zwangen sie zu bedingungslosem Gehorsam.

Sie lockten die Mädchen aus dem Atelier.

Tom di Meola bekam das nicht sofort mit. Er sah nur, wie sich die Schwestern voneinander lösten und sich wortlos der Tür zuwandten. Er schrieb das dem schweren Schock zu, den sie erlitten hatten.

Aber dann sah er draußen die beiden Gestalten, und er begriff, was passierte.
»Esther! Claudine!« schrie er. »Bleibt hier!«
Doch die Mädchen hörten nicht auf ihn. Ihr Befehl lautete anders.
»Geht nicht zu ihnen!« schrie der Maler, aber da hatten die Mädchen den Hexer und die Hexe schon erreicht.
Eine kalte Wut packte Tom di Meola. Er holte sich das Gewehr. Da stellte sich die Tür, die Timothy Parks eingerannt hatte, unvermittelt auf, sauste dorthin, wohin sie gehörte, und knallte zu.
Di Meola schnaubte vor Wut. Er rannte zur Tür und wollte sie aufreißen, doch das gelang ihm nicht. Die Tür saß so fest im Rahmen, als wäre sie verleimt und zugenagelt worden.
Das einzige, was Tom di Meola jetzt noch für die Mädchen tun konnte, war beten…

***

Ich kam zu mir und spürte Metallhände, die meinen brummenden Kopf umschlossen. Ein wenig unscharf erkannte ich Mr. Silvers vertrautes Gesicht über mir, als ich die Augen öffnete.
Der Hüne half mir mit seiner Magie. Ich spürte neue Kräfte durch meinen Körper pulsen. Fremde Ströme sorgten dafür, daß ich mich rasch erholte.
Als ich Vicky Bonney mit Tränen in den veilchenblauen Augen dastehen sah, ging es mir wieder gut.
Sie lebte, und sie hatte nicht mehr den entsetzlichen Wunsch, mich zu töten. Sie war wieder so, wie ich sie liebte.
Anthony Ballard und Mr. Silver wollten mir beim Aufstehen helfen, aber das war nicht nötig.
»Laßt nur, Freunde«, sagte ich. »Es geht schon wieder. Ich bin ganz der alte.«
»Tony«, schluchzte Vicky. »Es tut mir ja so leid…«
Sie kam zu mir und tastete mit den Fingerkuppen sanft über meine Schläfe. Mir war, als würden mich Schmetterlingsflügel berühren.
»Es braucht dir nichts leid zu tun«, erwiderte ich. »Ich weiß, daß die Vicky Bonney, die auf mich geschossen hat, nicht du warst. Außerdem bin ich wieder okay.«
»Aber die Wunde an deiner Schläfe…«
»Ein unbedeutender Kratzer«, schwächte ich ab. »Er wird heilen.«
Mr. Silver teilte mir mit, was er von Vicky erfahren hatte. Drei Opfer sollten Asmodis gebracht werden. Nun, Vicky Bonney befand sich glücklicherweise nicht mehr in der Gewalt des grausamen Hexerpaars, aber wie sah es mit Esther und Claudine Parks aus?
Als ich hörte, daß Jaggom und die Hexe auch noch zwei Zombies einsetzen konnten, war mir klar, daß wir unverzüglich zum Haus des

Malers zurückkehren mußten.
»Ich gehe nicht mit«, sagte Anthony Ballard. »Ich warte hier auf die beiden. Entweder ihr macht sie im Haus fertig, oder ich erledige sie hier.«
»Gute Idee«, sagte Mr. Silver, und während sich der Hexenhenker einen guten Platz suchte, hasteten wir zum Herrenhaus zurück. Vicky begleitete uns, aber ich wollte dafür sorgen, daß sie sich in das Geschehen nicht mehr einschaltete.
Der Gedanke an die Zombies ließ mich noch schneller laufen. Die beiden Verbrecher hatten den tödlichen Fehler gemacht, die Teufelskapelle aufzubrechen, und Jaggom und die Hexe waren sofort über sie hergefallen und hatten sie getötet.
Das war das viele Blut, das in Esthers Alptraum geflossen war.
Und nun war mir auch klar, wieso ich in der Kapelle keine Leichen entdeckt hatte. Die Zombies waren fortgegangen und hatten sich irgendwo verborgen.
Was mochten sie in di Meolas Haus bereits angerichtet haben?
Wir wurden immer schneller, liefen schon bald, als ginge es um unser Leben, doch nicht wir waren in Gefahr, sondern alle, die sich im Herrenhaus befanden.
Denen mußten wir beistehen.
Wir verließen den Wald, und im nächsten Moment sahen wir Esther und Claudine Parks. Aber sie waren nicht allein. Sie befanden sich in höllischer Begleitung.
Ich befürchtete für Tom di Meola und Timothy Parks das schlimmste. Vor allem Parks hätte niemals zugelassen, daß sich das Hexerpaar seine Töchter holte.
Er war im Besitz eines Gewehrs gewesen, als wir das Haus verlassen hatten. Für mich stand fest, daß der Mann nicht mehr lebte, sonst hätten Jaggom und die Hexe die Mädchen nicht so ungehindert aus dem Haus führen können.
Von den Gesichtern der Hexe und des Hexers war nicht viel zu sehen. Die Kapuzen waren weit nach vorn gezogen und warfen einen schwarzen Schatten, der bis unter die Nase reichte.
Als Vicky Bonney Vanessa Drake und Zachary Jaggom erblickte, verlangte sie von Mr. Silver ihre Pistole.
Ich hätte sie ihr nicht gegeben, denn ich wollte sie aus weiteren Auseinandersetzungen heraushalten, aber ich konnte nicht verhindern, daß ihr der Ex-Dämon die vierläufige Waffe zuwarf.
Mir war klar, daß Vicky eine Mordswut auf die beiden hatte, aber gerade deshalb wäre es besser gewesen, wenn sie sich aus der Sache herausgehalten hätte.
Es reichte, was bisher geschehen war.
Das Maß war schon voll. Aber Vicky ließ es sich nicht nehmen, sich

an diesem Kampf zu beteiligen.

So kriegerisch wie in dieser Nacht war sie selten. Wir stürmten auf den Hexer und seine Geliebte zu. Zachary Jaggom schuf vor Vicky Bonneys Beinen ein unsichtbares Hindernis, über das sie stolperte.

Es war mir recht, daß sie stürzte, denn dadurch gewannen Mr. Silver und ich einen Vorsprung, und sie blieb etwas hinter uns.

Ich riß meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter. Vor mir sausten Flammen aus dem Boden und schlugen nach mir. Ich stoppte augenblicklich und sah brennende Schlangen, die mit aufgerissenen Mäulern auf mich zuzuckten.

Ich sprang zur Seite und drückte ab.

Das Geschoß verfehlte Zachary Jaggom, zwang ihn aber, sich zurückzuziehen. Jetzt feuerte auch Vicky Bonney. Die Hexe und ihr Geliebter ließen von den beiden Mädchen ab.

Unser wilder Angriff machte sie konfus.

Was sie uns an schwarzer Magie entgegenwarfen, machte Mr. Silver im Handumdrehen zunichte.

Jaggom fluchte, als ihn meine zweite Kugel noch knapper verfehlte. Das geweihte Silbergeschoß zupfte an seiner Kutte und riß ihm die Kapuze vom Kopf.

Mr. Silver übernahm die Befehlsgewalt über Esther und Claudine. Was ihnen Zachary Jaggom und Vanessa Drake aufgetragen hatten, hatte keine Gültigkeit mehr.

»Zurück ins Haus!« rief Mr. Silver, und die Mädchen gehorchten sofort.

»Nein!« kreischte die Hexe. »Ihr kommt mit uns!«

Es war, als hätte Vanessa nichts gesagt. Das brachte die Hexe so sehr in Rage, daß sie die Mädchen holen wollte, aber das ließ Mr. Silver nicht zu.

Feuerlanzen rasten aus seinen Augen und hieben in die schwarze Kutte, die mit Benzin getränkt zu sein schien, denn der Stoff ging augenblicklich in Flammen auf, und dieses Feuer überlebte die Hexe nicht.

Als Zachary Jaggom sah, was seiner Gefährtin zugestoßen war, suchte er sein Heil in der Flucht.

Ich feuerte wieder, und diesmal brüllte er getroffen auf. Aber es gelang ihm, sich humpelnd um die Ecke zu retten. Mr. Silver nahm sich der Mädchen an, und weil wir nicht wußten, was sich im Haus des Malers ereignet hatte, rief ich dem Ex-Dämon zu, er solle sich darum kümmern.

Dann folgte ich dem Hexer, der auf keinen Fall entkommen durfte. Er war angeschossen, und ich hatte im Moment keinen größeren Wunsch, als ihm den Rest zu geben.

Als ich die Gebäudeecke erreichte, sah ich ihn in Richtung

Teufelskapelle rennen.

Das war nicht schlecht. Wenn Zachary Jaggom durch den von Mr. Silver geschaffenen Ekto-Vorhang sprang, war er erledigt. Dann konnte ich mir jede weitere Silberkugel sparen.

Ich lief schneller als Jaggom.

Er erreichte die Teufelskapelle, sah den trüben Vorhang und beging nicht die Unvorsichtigkeit, einfach hindurchzurennen. Er testete dieses neblige Gebilde zuerst, und es war Musik in meinen Ohren, als ich ihn schmerzhaft aufbrüllen hörte.

Er begriff, daß er nicht in die Kapelle konnte. Also lief er weiter.

Ich glaubte sein nächstes Ziel zu kennen: Die Lichtung im Wald. Aber dort war er auch nicht gerettet, denn auf der Lichtung erwartete ihn der Hexenhenker.

Es sah verdammt schlecht für Zachary Jaggom aus. Entweder erwischte ich ihn auf dem Weg zur Lichtung, oder ich trieb ihn geradewegs meinem Ahnen in die Hände.

Endlich sollte Jaggom die Rechnung für seine Missetaten präsentiert bekommen. Was er vor zweihundert Jahren und heute getan hatte, sollte in dieser Nacht gesühnt werden.

***

Tom di Meola war vor Hysterie beinahe verrückt. Kein Wunder nach all dem, was er erlebt hatte. Es war noch schlimmer gekommen, als er befürchtet hatte, und wenn er diesen Brief nicht geschrieben hätte, wäre hier niemand mit dem Leben davongekommen.

Aber das Hexerpaar hatte sich die beiden Mädchen geholt.

Di Meola wollte verhindern, daß auch noch die Töchter des Verwalters ihr Leben verloren, aber was konnte er noch für sie tun, wenn es ihm nicht einmal möglich war, die Tür zu öffnen.

In seiner Wut trat er zurück und richtete die Schrotflinte auf die Tür. Zornig drückte er ab, und er wünschte sich, mit der nächsten Ladung entweder Vanessa Drake oder Zachary Jaggom niederstrecken zu können.

Wumm!

Die Waffe donnerte. Wäre die Munition nicht von Mr. Silver magisch aufbereitet worden, hätte der Schuß keine Folgen gehabt, so aber zerriß das Schrot die Magie der Hexer, und die Tür fiel krachend um.

Der Weg aus dem Atelier war frei.

Tom di Meola stürmte sofort hinaus, aber er hatte wertvolle Zeit verloren. Jaggom und die Hexe verließen mit Esther und Claudine soeben das Haus.

Und dann peitschten draußen Schüsse. Der Maler rannte zum Fenster und sah, was passierte.

Er drehte sich um und hastete zur Treppe.

Immer zwei Stufen auf einmal überspringend, erreichte er die Halle. Einmal wäre er beinahe gestrauchelt und gestürzt.

Er fing sich am Handlauf und lief mit unvermindertem Tempo weiter, an Fred Mahoney und Kevin Crawford vorbei, deren Flucht in der vergangenen Nacht ein grausiges Ende genommen hatte und die in dieser Nacht ihren Frieden gefunden hatten.

Er sah Esther und Claudine.

Sie waren unversehrt und standen nicht mehr unter dem Einfluß des Bösen.

Er sah Mr. Silver, der das Haus betrat, und noch mehr freute es Tom di Meola, Vicky Bonney wiederzusehen. Seine Befürchtung, sie wäre ums Leben gekommen, hatte sich glücklicherweise nicht erfüllt.

»Miß Bonney!« stieß der Maler ergriffen hervor. »Mr. Silver… Esther… Claudine…«

»Sind Sie in Ordnung?« erkundigte sich Mr. Silver.

Der Maler nickte. Ja, er war okay, aber Timothy Parks… Er brachte es nicht über die Lippen, was seinem Verwalter zugestoßen war. Mr. Silver würde es entweder von Esther und Claudine erfahren oder es selbst sehen.

Sein Blick hing fragend an Mr. Silvers Gesicht. »Und Zachary Jaggom?«

»Hinter dem ist Tony her«, sagte der Ex-Dämon.

»Meinen Sie nicht, Sie sollten ihm beistehen? Hier werden Sie im Moment nicht gebraucht.«

»Tony hat Jaggom angeschossen Das schwächt den Hexer. Ich glaube nicht, daß unser Freund noch mit nennenswerten Schwierigkeiten rechnen muß.«

»Dann ist es also vorbei«, sagte Tom di Meola.

»So gut wie«, erwiderte der Hüne mit den Silberhaaren.

Esther und Claudine fanden ihre Sprache wieder, und was sie unter Tränen berichteten, erschütterte Vicky Bonney zutiefst, und auch den wesentlich härteren Mr. Silver berührte es sehr.

***

Wenn er Jagd auf Hexen machte, kannte er keine Gnade. Viele Teufelsbräute waren ihm zum Opfer gefallen, und er haßte diese Weiber, die sich mit dem Teufel einließen und ihre Mitmenschen bis aufs Blut quälten.

Vanessa Drake war ein ganz besonderes Exemplar, deshalb würde ihr Kopf in dem Augenblick locker sitzen, wo Anthony Ballard sie sah.

In den Augen, die durch die Sehschlitze seiner roten Maske funkelten, glomm ein kaltes Feuer. Das Feuer der Vergeltung.

Man konnte den Hexenjäger als ein Gegenstück zu Stockard Ross, dem dämonischen Hexenjäger, betrachten.

Der Unterschied zwischen ihnen war vor allem, daß Ross entweder auf weiße Hexen oder überhaupt auf unschuldige Menschen Jagd machte, die er einfach selbstherrlich der weißen Hexerei bezichtigte.

Stockard Ross verhalf dem Bösen zum Sieg, wo immer er konnte, während Anthony Ballard seit jeher auf der Seite des Guten gestanden hatte.

Voller Ungeduld wartete er darauf, mit seinem Henkersbeil zum Zug zu kommen. Aufmerksam blickte er in die Richtung, aus der das Hexenpaar kommen würde. Aber er hielt auch nach den anderen Richtungen die Augen offen, damit sie ihn nicht überlisten konnten.

Plötzlich glaubte er schnelles Atmen zu hören. Zweige pfiffen, Äste knackten.

Da kam jemand!

Und Anthony Ballard nahm sein Henkersbeil zur Hand…

***

Zachary Jaggom hetzte durch den Wald, und ich war ihm dicht auf den Fersen. Immer näher kam ich ihm.

Er war jetzt doppelt geschwächt - durch meine Kugel, die irgendwo in seinem Fleisch steckte, und durch die Kraft des Ekto-Vorhangs, die auf ihn eingewirkt hatte.

Beides zusammen machte ihm so arg zu schaffen, daß er sich auf keinen Kampf mehr einließ.

Auch ich hätte es zu keinem Kräftemessen kommen lassen. Wenn er stehengeblieben wäre, hätte ich sofort meinen Colt Diamondback auf ihn abgefeuert.

Ich wollte es auch jetzt tun, aber der Hexer hatte Glück. Jedesmal wenn ich auf ihn anlegte, war fast im selben Moment ein Baum zwischen ihm und mir, der ihn schützte.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als weiterzulaufen und auf meine Chance zu warten. Jede Minute konnte sie mir bringen. Dann würde meine Kugel den grausamen Hexer zu Fall bringen.

Jaggom setzte alles ein, was er aufbieten konnte, um mich abzuhängen. Er beeinflußte sogar die Natur, zwang Bäume, mit ihren Ästen nach mir zu schlagen.

Das war nicht ungefährlich. Einige Male entging ich nur mit Mühe einem gefährlichen Treffer. Als dann aber zwei Bäume gleichzeitig nach mir schlugen, brachten sie mich zu Fall, und Zachary Jaggoms Vorsprung vergrößerte sich sofort wieder.

Wut durchtobte mich, und ein dumpfer Schmerz an den Stellen, wo ich getroffen worden war.

Ich rollte auf dem feuchten Waldboden herum und sprang auf. Weit konnte es bis zur Lichtung nicht mehr sein, aber ich sah ein, daß ich Jaggom jetzt nicht mehr einholen konnte.

Ich mußte ihn Anthony Ballard überlassen.

Aber ich lief weiter.

Soeben stürmte der verletzte, geschwächte Hexer auf die Lichtung. Ich sah ihn nur bruchstückhaft. Zuviel Geäst und Gezweig war zwischen ihm und mir.

Zachary Jaggom breitete die Arme aus. »Asmodis, hilf mir!« schrie er aus vollen Lungen. »Steh deinem treuen Diener bei! Gib mir die Kraft wieder, die ich verloren habe, damit ich mich wehren kann! Oder schicke jemanden, der mir beisteht!«

Da trat Anthony Ballard auf die Lichtung.

Einen Moment glaubte der Hexer, das wäre schon Hilfe aus der Hölle. »Bruder«, sagte er und ging auf meinen Ahnen zu, aber dann spürte er dessen Feindschaft, schrie entsetzt auf und wollte erneut fliehen, doch das ließ der Hexenhenker nicht zu.

Das Beil, dessen Klinge magisch geschärft war, surrte durch die Luft. Waagrecht führte der Hexenhenker mit großer Kraft den Streich.

Ich sah, wie Anthony Ballards Muskeln dabei hart wie Stahlseile hervortraten, und dann sah ich den kopflosen Hexer stürzen.

Als ich keuchend die Lichtung erreichte, wandte sich der Hexenhenker grimmig um, doch er entspannte sich, als er mich erkannte.

»Wo ist Vanessa Drake?« wollte der Hexenhenker wissen.

Ich berichtete ihm, welches Ende die Hexe genommen hatte, und ein zufriedenes Glitzern erschien in seinen Augen. Ich riet ihm, die Lichtung zu verlassen, und er kam zu mir.

Drei Meter von mir entfernt lag Zachary Jaggoms Kopf, Das Gesicht des Hexers begann sich zu verändern.

Es wurde alt und runzelig und die Haut trocknete ein. Innerhalb weniger Augenblicke hatten wir einen grauenerregenden Mumienschädel vor uns, doch damit war der Verfall des Hexers noch nicht abgeschlossen.

Es ging weiter.

Der Schädel sank ein, die Stirn brach auf. Knochenmehl rieselte heraus, und allmählich wurde der ganze Kopf zu Staub.

Und der Körper?

Auch er war nicht mehr vorhanden. Auf der Lichtung lag nur noch eine leere Kutte, und auch sie verschwand. Der Boden nahm sie auf eine geheimnisvolle Weise auf.

Von Vanessa Drake und Zachary Jaggom blieb nichts zurück. Wir hatten die beiden so gründlich ausgelöscht, daß nichts mehr an ihre Existenz erinnerte.

***

An einer Fortsetzung unseres »Urlaubs« waren wir nach diesen

turbulenten Ereignissen nicht mehr interessiert, deshalb fuhren wir am nächsten Morgen nach Hause.

Tom di Meola sagte Esther und Claudine zu, daß sie weiter in seinem Haus wohnen durften, und Claudine wollte von nun an die Aufgaben ihres Vaters mit übernehmen.

Ich sah es als einen weisen Entschluß von Tom di Meola an, die Teufelskapelle niederreißen zu lassen. Kein Stein sollte auf dem anderen bleiben, und den Altar, auf dem viele Menschen ihr Leben verloren hatten, wollte di Meola zu Staub zermalmen lassen.

Inspektor Andrews hatte die traurige Pflicht, sich noch in der Nacht um die Toten zu kümmern. Bevor ich in meinen Rover stieg, drückte mir di Meola dankbar die Hand.

»Ich hoffe. Sie tragen mir nichts nach, Tony.«

»Alles vergessen und vergeben. Aber beim nächstenmal erbitte ich mir eine gründliche Information.«

»Da sei Gott vor, daß es ein Nächstesmal gibt«, sagte der Maler. »Ich betrachte Sie für die Dauer Ihres Aufenthaltes als von mir engagiert und werde Ihnen in den nächsten Tagen einen Scheck zusenden, wenn Sie erlauben. Hoffentlich sieht man sich mal wieder.«

»Sie haben meine Adresse«, sagte ich. »Und Telefon haben wir auch. Rufen Sie an, oder kommen Sie einfach mal vorbei.«

»Das mache ich ganz bestimmt«, sagte der gutaussehende Maler.

Wir stiegen ein.

Mr. Silver und Anthony Ballard fuhren zuerst ab. Wir folgten ihnen. Als wir durch Barrywater kamen, beschlich mich ein eigenartiges Gefühl. Ich sah Menschen. Sie standen am Straßenrand und sprachen miteinander, lachten, scherzten - und wußten nicht, welche blutige Katastrophe wir von ihnen abgewendet hatten.

Als Barrywater hinter uns lag, legte Vicky Bonney ihren Kopf auf meine Schulter.

»So sieht es aus, wenn wir Urlaub machen«, sagte ich und unterdrückte ein Gähnen.

»Bist du müde?«

»Nein. Hundemüde«, antwortete ich. »Wenn wir heimkommen, krieche ich gleich unter die Federn, und in den nächsten 48 Stunden darf mich niemand wecken, sonst mache ich ihn zur Minna.«

»Sie hatten große Pläne«, sagte Vicky Bonney leise.

»Wer?« fragte ich geistesabwesend.

»Vanessa Drake und Zachary Jaggom. Als ich mich in ihrer Gewalt befand, hatten sie keine Geheimnisse vor mir. Sie sprachen ganz offen vor mir über ihre Zukunft. Sie wollten sich Atax anschließen.«

»Ein Glück, daß wir es verhindern konnten«, sagte ich. »Wußten sie denn, wo sich Atax zur Zeit befindet?«

»Ja. Er ist auf Coor.«

Ich starrte meine Freundin groß an. »Mädchen, weißt du, was du mir soeben verraten hast? Wir wissen jetzt, wohin Atax und Cuea unsere Freundin Roxane verschleppt haben. Sie sind alle auf Coor. Auf Coor!«

Ich hupte und gab Mr. Silver so lange mit meiner grellen Lichthupe Signal, bis er links ranfuhr.

Dann sprang ich aus dem Wagen und rannte zu ihm vor. Meine Müdigkeit war wie weggeblasen. »Ich weiß, wo Roxane ist!« platzte es aus mir heraus. »Wir werden sie bald wiedersehen!«

***ENDE***